

Im Kräutergarten Gottes: Heilpflanzen in Brauchtum und Volksglauben

Markus Hilpert

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Hilpert, Markus. 2011. *Im Kräutergarten Gottes: Heilpflanzen in Brauchtum und Volksglauben*. Augsburg: Sankt Ulrich Verlag.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



A decorative illustration on the left side of the cover. It features a child's face and hands, partially obscured by large, stylized green leaves and colorful flowers in shades of pink, blue, and orange. Below this, a green vine with several dark green, spiky seed pods or buds extends across the lower part of the cover.

MARKUS HILPERT

**IM
KRÄUTERGARTEN
GOTTES**

HEILPFLANZEN
—♦— *in* —♦—
BRAUCHTUM
—♦— *und* —♦—
VOLKSGLAUBEN

Rosmarin im Brautstrauß,
Kräutersuppe an Gründonnerstag, Johanniskraut am 24. Juni, Kräuterbuschen an Mariä Himmelfahrt – Kräuter und Heilpflanzen sind tief in der Volksfrömmigkeit verwurzelt. Und auch in Klöstern wird das Wissen um die Heilkräuter seit Jahrhunderten gepflegt. Welche Rolle die Kräuter von alters her im Brauchtum spielen, das erzählt Markus Hilpert in seinem neuen Buch. Aus der Bibel und aus Heiligenlegenden hat er kulturhistorisch Wissenswertes zutage gefördert, das er in kurzen, auch humorvoll präsentierten Kapiteln zusammenfasst. Eine Fundgrube für Freunde des Brauchtums und Liebhaber der Naturmedizin.

MARKUS HILPERT
IM
KRÄUTERGARTEN
GOTTES

HEILPFLANZEN
—•— in —•—
BRAUCHTUM
—•— und —•—
VOLKSGLAUBEN

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2011 by Sankt Ulrich Verlag GmbH, Augsburg

Alle Rechte vorbehalten

Titelbild: akg-images / Rabatti - Domingie

Umschlaggestaltung: uv media werbeagentur

Mediengruppe Sankt Ulrich Verlag, Augsburg

Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86744-166-7

www.sankt-ulrich-verlag.de

Inhalt

Vom himmlischen Apotheker und der Mutter der Medizin oder „Rote Liste“ der Volksfrömmigkeit!

von Prälat Dr. Wilhelm Imkamp 8

Mit den Kräutern durch die Jahrhunderte 14

Kräuter in der Geschichte des Glaubens 14

Klostermedizin im Mittelalter 16

Kräuterheilkunde in der Neuzeit 20

Mit den Kräutern durch das Leben 23

Von der Wiege bis zur Bahre 23

Vor und nach der Geburt 24

Für Eheglück und Kindersegen 27

Zum letzten Gruß 28

Mit den Kräutern durch das Jahr 30

Die Natur verehrt den Schöpfer 30

Heiliger Rauch gegen böse Geister 32

Am Gründonnerstag dampft die 33

Neun-Kräutersuppe 33

Die Kreuzblume ehrt den Himmelfahrtstag 35

Antlaßkranzerl werden zu Fronleichnam
geflochten 37

Johanniskraut und Johannitag 39

Wenn die Kräuterbuschen gesegnet werden 40

Bitt' für uns – Patronate und Kräutersegen	48
Von Nothelfern und Schutzpatronen	48
Wozu Kräuterweihen und Segensgebete nutzen	52
Hilft gegen (fast) alles: Johanniskräuter	54
Wie die hl. Afra vor Ungeziefer schützt	60
Der hl. Antonius und die Gefäßverengungen	63
 Kräuterlegenden aus dem Leben der Heiligen	67
Von Kräuterexperten und Kräutergeschichten	67
Die Amputationskräuter der hl. Notburga	73
Ein echter Öko-Typ: Der hl. Franz von Assisi	75
Warum der hl. Josef bei Blutungen hilft	79
Wie der hl. Patrick die Dreifaltigkeit erklärte	82
Das Kräuterwissen der Hildegard von Bingen	85
Bitterkräuter: ein Erfolgsrezept der Buße	87
 Maria – die Blume des Feldes	94
Segne du, Maria	94
Die marianische Botanik	97
 Kräutergeschichten rund um die zwölf Apostel	105
Ein Lehrbeispiel moderner Personalpolitik	105
Stärke unseren Glauben!	107
Kleine Botanik für ein Dutzend heiliger Männer	110
Der Efeu kündigt den Tod an	113
Petrus: Eine Blume für den Türsteher Gottes	116
Andreas: Partnervermittlung mit Leinsamen	122
Jakobus der Ältere: Bierseliger Auftakt zur Ernte	126

Johannes: Kräuter + Blut = Wunder!	131
Philippus: Als das Getreide in der Hitparade war	135
Bartholomäus: Wo holt er eigentlich den Most?	138
Thomas: Kräuterrauch für Wissenschaftler	143
Matthäus: Katholischer Pflanzenschutz mit Umweg	149
Jakobus der Jüngere: Besser als Naturheilkunde!	152
Thaddäus: Keine Gefahr durch einfache Bauern!	154
Simon: Von Waldkräutern und Holzfällern	156
Judas: Warum der Holunder stinkt ...	160
 Kräuterpatrone	 163
 Kräuterapostel	 165
 Quellen	 167
 Danksagung	 175

Vom himmlischen Apotheker und der Mutter der Medizin oder „Rote Liste“ der Volksfrömmigkeit!

Auch im Computerzeitalter wird man sie in den meisten ärztlichen Praxen noch in Printform mit dem auffallenden roten Einband finden: die „Rote Liste“, das „Arzneimittelverzeichnis“, das seit 1935 jährlich vom Bundesverband der pharmazeutischen Industrie zusammen mit anderen Verbänden herausgegeben wird. Hier werden Arzneimittel nach wissenschaftlichen Kriterien und Wirkungsbereichen aufgeführt. Viel bekannter ist aber wohl die „Rote Liste gefährdeter Arten“, die seit 1966 von der Weltnaturschutzunion „International Union for Conservation of Nature and Natural Resources“ (IUCN) ebenfalls jährlich veröffentlicht wird. Nach Kategorien, die von „ausgestorben“ bis zu „nicht gefährdet“ reichen, werden Tier- und Pflanzenarten aufgeführt.

Schon 1988 hat Papst Johannes Paul II. in seinem nachsynodalen Schreiben *Christifideles Laici* die Situation von Kirche und Glaube in illusionsloser Deutlichkeit analysiert: „Ganze Länder

und Nationen, in denen früher Religion und christliches Leben blühten und lebendige, gläubende Gemeinschaften zu schaffen vermochten, machen nun harte Proben durch und werden zuweilen durch die fortschreitende Verbreitung des Indifferentismus, Säkularismus und Atheismus entscheidend geprägt. Es geht dabei vor allem um die Länder und Nationen der sogenannten Ersten Welt ...“ (Nr. 34). Wenn man diese Worte liest, wäre man geneigt, den christlichen Glauben auf der „Roten Liste“ der gefährdeten Arten irgendwo zwischen „critically endangered“ (vom Aussterben bedroht) und „endangered“ (stark gefährdet) einzuordnen. In einigen Weltgegenden, gerade der „Ersten Welt“, könnte man sogar von „extinct“ (ausgestorben) oder „extinct in the wild“ (in freier Wildbahn ausgestorben) sprechen.

Im gleichen Kontext kann Papst Johannes Paul II. aber auch feststellen: „In anderen Gebieten und Ländern dagegen sind bis heute die traditionelle christliche Volksfrömmigkeit und -religiosität lebendig erhalten; dieses moralische und geistliche Erbe droht aber in der Konfrontation mit komplexen Prozessen vor allem der Säkularisierung und der Verbreitung der Sekten verlorenzugehen. Nur eine neue Evangelisierung kann die Vertiefung eines reinen und festen Glaubens gewährleisten, der diese Traditionen zu ei-

ner Kraft wahrer Befreiung zu machen vermag“ (Nr. 34).

Hier wird auf die Bedeutung der Volksfrömmigkeit verwiesen. Tatsächlich beweist die naturgemäß regional sehr unterschiedliche Volksfrömmigkeit in den immer „kurzlebigeren Zeitgeistneurosen“ (Hartmut Lange) eine erstaunlich zähe Überlebenskraft.

Jedwede Volksfrömmigkeit kennt die Sehnsucht nach „natürlicher Medizin“, die den ganzen Menschen in den Blick nimmt und nicht nur seine reparaturbedürftigen Körperteile. Diese Sehnsucht findet gerade im Kräuterbrauchtum der Volksfrömmigkeit ihren sinnfälligen Ausdruck. Unsere Vorfahren wussten sehr genau um die „Risiken und Nebenwirkungen“ der Kräuter, und sie wussten, wie wichtig die Gabe der Unterscheidung beim Kräutersammeln ist.

Die Volksfrömmigkeit ist Ausdruck der Ehrfurcht vor Schöpfer und Schöpfung und der gläubigen Zuversicht auf das Wirken des Schöpfers durch seine Schöpfung. „*Gratia praesupponit naturam, non destruit, sed conservat et perfecit eam*“. Diese klassische Formel katholischer Theologie gibt einen schönen Hinweis: Gnade zerstört die Natur nicht, Gnade bewahrt und vollendet sie. Jenseits allen intellektuellen Ringens um die genaue Bedeutung dieser Formel bietet die Volks-

frömmigkeit in gläubiger Selbstverständlichkeit eine gelebte Illustration der hier formulierten theologischen Wahrheit. Wenn das Brauchtum aus dem Gebetskontext herausgerissen wird, wird es museale Folklore und/oder volkstümliche Magie. Die echte Volksfrömmigkeit weiß sehr genau um diesen Gebetskontext, der im Letzten in der „Fleisch-Werdung“ Gottes gründet. Das zeigt sich z.B. an der seit dem 16. Jahrhundert verbreiteten Darstellung von Christus als dem „Apothecarius coelestis“, dem „himmlischen Apotheker“. Zu dessen natürlichen Heilmitteln Glaube, Hoffnung, Liebe, aber auch Geduld und Beständigkeit gehören. Die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria wird von der hl. Hildegard gerade im christologischen Kontext als „Mater medicinae“ bezeichnet. Das Marienfest, das ganz besonders mit dem Kräuterbrauchtum verbunden ist, wird am 15. August gefeiert: „In deutschsprachigen Ländern ist die Gewohnheit verbreitet, am 15. August aromatische Kräuter zu segnen. Diese Segnung, einst im *Rituale Romanum* aufgenommen, ist ein beredtes Beispiel echter Evangelisierung vorchristlicher Riten und Glaubensinhalte: An Gott musste man sich wenden, auf dessen Wort ‚die Erde aller Arten von Pflanzen die Samen tragen hervorbringt (...) und Bäume die Früchte bringen mit ihrem Samen je

nach ihrer eigenen Art' (Gen 1,12), um das zu erhalten, was die Heiden mit ihren magischen Riten zu erlangen suchten: Die von giftigen Kräutern verursachten Schäden abzuwehren, so wie die Wirksamkeit der Heilkräuter zu steigern.“ So lobt die katholische Kirche in einem offiziellen Dokument, dem *Direktorium über die Volksfrömmigkeit und Liturgie* aus dem Jahre 2001 (Nr. 181), auf einzigartige Weise das Kräuterbrauchtum.

Die Kirche pflegt die Volksfrömmigkeit, denn da, wo diese wirklich echt und eingebettet in die große Gebetstradition ist, hat die Esoterik mit ihren oft bizarren Riten keine Chancen. Überall wo die Volksfrömmigkeit verschwindet, tauchen die Patchwork-Religionen mit ihren nicht ungefährlichen Begleitphänomenen auf.

Markus Hilpert führt uns im Kräutergarten Gottes umher. Dabei bietet er keine „Rote Liste“ von Arzneimitteln, sondern zeigt, wie der Respekt vor der Heilkraft der Schöpfung sich in der Volksfrömmigkeit niederschlägt. Kirchenjahr und Heiligenverehrung bilden gerade im Kräuterbrauchtum der Volksfrömmigkeit eine fruchtbare Synthese.

Mit Markus Hilpert entdecken wir im Kräutergarten Gottes das selbstverständliche Zusammen von Natur und Gnade, die theologische Formel „*Gratia praesupponit naturam*“ wird in der

gesunden Volksfrömmigkeit zu einer gelebten Selbstverständlichkeit. So wird die recht verstandene Volksfrömmigkeit in der Synthese von Kult und Kultur zu einem identitätsstiftenden Faktor, der Generationen und soziale Schichten verbindet und in der Heimat emotional verortet.

Der christliche Glaube gehört nicht auf die „Rote Liste“ der bedrohten Arten. Gerade im Kräutergarten Gottes können wir feststellen, dass der Glaube zwar bedroht, aber auch in „freier Wildbahn“ keineswegs ausgestorben ist. Die Volksfrömmigkeit, das sensible Hinschauen auf die Schöpfung, kann, soll und wird ein wichtiger Beitrag zur Neuevangelisierung sein. Markus Hilpert leistet mit diesem Buch einen Beitrag zur Neuevangelisation.

Maria Vesperbild, am Fest Mariae Lichtmess 2011

Prälat Dr. Wilhelm Imkamp
Wallfahrtsdirektor von Maria Vesperbild

Mit den Kräutern durch die Jahrhunderte

Kräuter in der Geschichte des Glaubens

Kräuter spielten seit jeher eine bedeutende Rolle für das christliche Leben. Mehr noch: Bereits im Alten Testament werden Kräuterbräuche genannt. Besondere Erwähnung finden die Bitterkräuter beim Ritus der Passahfeier (Ex 12,8; Num 9,11) und die Gewürzkräuter für das heilige Räucherwerk des Altarkultes (Ex 30,34). Auch gibt das Buch der Sprichwörter einen weisen botanischen Tipp: „Kommt das Gras hervor, erscheint das erste Grün, sammelt man die Kräuter auf den Bergen“ (Spr 27,25). Und schließlich werden im liebezenden Hohenlied sogar die Wangen des Geliebten mit „Balsambeeten, darin Gewürzkräuter sprießen“, verglichen (Hld 5,13).

Im Neuen Testament begegnen uns indes vor allem Unkräuter mit einer deutlich negativen Bedeutung. Im Matthäusevangelium ist beispielsweise im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen (Mt 13,24–30.36–43) davon zu lesen: Das Unkraut wird zur Zeit der Ernte ins Feuer geworfen und verbrannt! Im Lukasevangelium droht

Jesus gar den Pharisäern, weil sie den Zehnten für Gewürzkraut geben, die Liebe zu Gott aber vergessen (Lk 11,42). Und als es Jesus am Kreuz düstete (Joh 19,28–29) wurde ihm der in Essig getränkte Schwamm sogar noch auf einem Zweig des recht bitter schmeckenden Ysops (auch bekannt als Josefskraut) an die Lippen gehalten.

Das frühe Christentum verzichtete zunächst in seinen ersten liturgischen Formen weitestgehend auf die Kräuter. Einer der Hauptgründe dafür war wohl, dass sich die ersten Christen bewusst von heidnischen Naturriten distanzieren wollten. Erst in späteren christlichen Traditionen wurden die Kräuter wieder zu verschiedenen Anlässen genutzt. Grund dafür mag die tiefe Verwurzelung des Glaubens im alltäglichen, meist ländlich geprägten Leben und damit auch die Verbindung zur unmittelbaren natürlichen Umwelt gewesen sein. Denn Volksfrömmigkeit diente schon immer der religiösen Bewältigung des Alltags. Mehr noch: „Sie kennt keine Trennung von religiöser Praxis und Alltagsleben“ (Imkamp 1995). So wurden von Generation zu Generation verschiedene nützliche und fromme Bräuche weitergegeben und mit volkstümlichen Traditionen verbunden. Gerade im Brauchtum zeigen sich hier vielfältige Praktiken, wie die Kräuter in das religiöse Leben der Familien und Gemeinden aufgenommen wurden,

denn „in der Volksfrömmigkeit kristallisiert sich das religiöse Empfinden der Basis“ (Imkamp 2003).

Auch viele große Kirchenlehrer, Mystiker, Ordensgründer oder Geistliche haben sich mit den Würz- und Heilkräutern beschäftigt und damit maßgeblich zur Kulturgeschichte des Abendlandes beigetragen. Insbesondere in den Klöstern wurde nach dem Untergang des Römischen Reiches ein unvergleichlicher Wissensschatz gesammelt, gepflegt und weitergegeben.

Klostermedizin des Mittelalters

Die christlichen Klöster übernahmen das Kräuterwissen und die Kräuter-Heilkunst aus der Antike und verbreiteten, erweiterten und dokumentierten dieses über viele Jahrhunderte hinweg. Präparate und Kenntnisse wurden ausgetauscht, viele Pflanzen sogar neu eingeführt und in den Klostergärten kultiviert. Zeitgleich wurde versucht, den heidnischen Aberglauben rund um die Kräuter zu bekämpfen. So waren *Inkantationen* (Beschwörungsformeln) beim Sammeln von Arzneikräutern ab dem 6. Jahrhundert nicht mehr erlaubt, sondern nur noch das Credo und das Vaterunser. Gleichzeitig wurden spezielle Gebete für die gemeinsame Weihe der Kräuter in den Kirchen approbiert.

Mehr noch als das Sammeln wilder Kräuter trug der gezielte Anbau von Würz- und Heilkräutern zur Mehrung des Kräuterwissens bei. Die Verbreitung des Kräuteranbaus verdanken wir maßgeblich den Benediktinern. Der hl. Benedikt von Nursia (480–547) schrieb bereits in seinen Ordensregeln (um 527) die Anlage eines Klostergartens vor (*Regula Benedicti*, Kap. 66). Nicht zuletzt deshalb brachten die Benediktiner auch von ihrem Stammkloster in Montecassino viele Kräuter aus dem Mittelmeerraum über die Alpen und trugen so zu deren Verbreitung bei.

Früher waren alle Klosteranlagen autark. Ernährung (Küchenkräuter) und medizinische Versorgung (Heilkräuter) musste jedes Kloster selbst sicherstellen. Die Klöster hatten deshalb meist auch mehrere Gärten. Dies zeigt sehr anschaulich der Klosterplan von St. Gallen, der um das Jahr 820 vermutlich im Kloster Reichenau entstanden ist. Auf fünf großen Pergamenten sind dabei die unterschiedlichen Bestandteile eines Klosters, wie etwa ein Heilkräutergarten (Arzneigarten) oder die Klosterapotheke, eingezeichnet.

Großen Einfluss auf die Entwicklung der Klostergärten hatte auch die Landgüterverordnung von Karl dem Großen (*Capitulare de villis et curtis imperialibus*, 792 n. Chr.). Sie schrieb den Klöstern die Anlage von Nutzgärten vor und führte 73

Kräuter – darunter Liebstöckel, Melisse, Minze, Kerbel, Majoran, Salbei und Thymian – auf, die teilweise sogar angebaut werden mussten. Darüber hinaus enthielt sie eine Reihe von Anbau-tips.

Wenig verwunderlich ist daher, dass die Klöster auch große Beiträge zur Pflanzenheilkunde (Phytotherapie) leisteten. Naturkundliche und medizinische Schriften wurden verfasst, zahlreiche Rezepturen (mit zum Teil bis zu 100 Zutaten) und Pflanzordnungen sind überliefert. Eines der ersten Bücher zur Heilkräuterkunde ist das „Lorscher Arzneibuch“. Es ist im Benediktinerkloster Lorsch bei Worms um das Jahr 795 geschrieben worden und enthielt ursprünglich allein 780 Rezepte zur Heilbehandlung, wovon heute noch 482 erhalten sind.

Als berühmter mittelalterlicher Kräuterexperte gilt der Abt des Klosters Reichenau, Wahlafried Strabo (808–849). Sein Gartengedicht *Hortulus* (*de cultura horturum*) ist ein Meisterwerk. Der Abt beschreibt darin in Versform 23 Pflanzen (z. B. Salbei, Fenchel, Minze) einschließlich ihrer medizinischen Wirkung. Das bekannteste Heilkräuterbuch des Mittelalters war aber nicht der *Hortulus*, sondern der *Macer floridus*. Wann dieses geschrieben wurde, kann heute nicht mehr exakt bestimmt werden. Es muss aber nach dem Hor-

tulus entstanden sein, da im Macer floridus die Aussagen von Wahlafried Strabo kommentiert werden.

Auch die wegen ihrer Visionen berühmte Äbtissin Hildegard von Bingen (1098–1179) hatte großes Kräuterwissen. Sie hinterließ eine große Sammlung unterschiedlicher gesundheitsfördernden Weisheiten und Anwendungen zur Pflanzenheilkunde (Bäder, Wickel usw.). Da sie einen ganzheitlichen Ansatz vertrat, hat sie in ihre Heilkunde neben medizinische auch theologische und moralische Aspekte aufgenommen. Hildegards Naturmedizin will nämlich nicht nur den Leib, sondern auch die Seele heilen. So empfahl sie beispielsweise die Königskerze als Mittel gegen ein „schwaches und trauriges Herz“. Zu den Hauptwerken der Äbtissin zählt unter anderem die *Physica*, worin sie rund 200 Heilpflanzen beschreibt. Das Buch ist damit das umfassendste Zeugnis der Heilkunde im Mittelalter. Es spiegelt die Gartenkultur ihrer Zeit wider und weist, nicht zuletzt wegen der Namensgebung der Pflanzen, starke Einflüsse aus der Volksmedizin auf.

Mit Hildegard von Bingen endete die große Epoche der Klostermedizin. Die Klöster verloren mehr und mehr ihre medizinische Bedeutung. Es begann der Aufstieg der scholastischen Medizin, die an den zunehmend bürgerlich gepräg-

ten Universitäten gelehrt wurde. Im Konzil von Clermont (1130) wurde dem Klerus schließlich verboten, ärztlich tätig zu sein. Einige Klöster nahmen zwar (vor allem entlang der Pilgerwege) die medizinischen Lehren der Universitäten auf, und auch Klosterapotheken sowie -spitäler spielten zum Teil noch bis in die Neuzeit eine wichtige Rolle. Spätestens mit der Säkularisation (1803) kam die Klosterheilkunde aber vollständig zum Erliegen.

Kräuterheilkunde in der Neuzeit

Seit Ende des 15. bis ins 18. Jahrhundert wurden vermehrt sogenannte „Kräuterbücher“ geschrieben, die erstmals in gedruckter Form meist den praktischen Nutzen von (Heil)Kräutern beschrieben. Das Wissen stammte oft aus antiken Quellen (vor allem Plinius und Dioskurides). Das Buch *Gart der Gesundheit* (*Hortus Sanitatis*) behandelt beispielsweise 382 verschiedene Pflanzen. Einige dieser Kräuterbücher förderten aber auch abergläubische Übertreibungen. So etwa die Vorstellung, dass zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt gesammeltes und über der Tür aufgehängtes Immergrün apotropäisch (den Teufel abwehrend) wirke oder dass die „Rittersblumen“ (Rittersporn), in Jungfrauenwachs gewickelt und

um den Hals gehängt, die Augen gesunderhalten, wenn man gleichzeitig eine hl. Messe lesen lässt.

„Alle Wiesen und Matten, alle Berge und Hügel sind Apotheken.“ Dieses Zitat stammt von Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493–1541), besser bekannt als Paracelsus. Der Legende nach soll ihn der Teufel beim Kräutersammeln das Wissen über die Heilkräuter gelehrt haben. Paracelsus geht einerseits davon aus, dass die Form der Pflanze, ihr Geruch und ihre Farbe auf eine entsprechende Heilwirkung hinweisen (Signaturenlehre). So seien zum Beispiel Pflanzen mit roten Blüten bei Bluterkrankungen hilfreich oder die Walnuss wegen ihrer Oberfläche bei Gehirnerkrankungen. Andererseits ist er auch einer der ersten Vertreter einer mineralischen und chemischen Heilkunde und steht damit an der Wende zweier Zeitalter. Berühmtheit erlangte Paracelsus durch Aussagen wie „Alle ding sind gift und nichts on gift; allein die dosis macht, dass ein ding ein gift ist“.

Ein Kräuter-Experte des 19. Jahrhunderts war der bayerische Pfarrer Sebastian Kneipp (1821–1897). „Es ist gegen jedes Unheil ein Kräutlein gewachsen“, soll er gesagt haben. Kneipp ist heute vor allem für seine Hydrotherapie bekannt. Zahlreiche Kurbäder bieten die sogenannte Kneippkur an. Den Wasserdoktor könnte man

aber auch Kräuter-Pfarrer nennen. Er beschäftigte sich sowohl mit Heilpflanzen als auch mit Gewürzkräutern. Beim Würzen empfahl er, heimische Kräuter (z.B. Schnittlauch und Petersilie) zu verwenden und dafür auf Salz zu verzichten. Bei den Heilkräutern gebrauchte er vor allem milde Pflanzen (z.B. Kamille und Melisse), die er für Tees, Säfte oder Bäder nutzte.



Mit den Kräutern durch das Leben

Von der Wiege bis zur Bahre

Im Laufe des Lebens begegnen wir an vielen Stationen – wie etwa Geburt, Taufe, Heirat oder Tod – verschiedenen Kräuterbräuchen. Die meisten dieser Riten sind mit ganz bestimmten Kräutern verbunden, einige wenige Pflanzen begegnen uns indes zu ganz unterschiedlichen Anlässen. So erfreut sich etwa der Rosmarin wegen seines ausgeprägten Duftes bei Feierlichkeiten in fast allen Lebensphasen einer großen Beliebtheit: Es heißt auch, er vertreibe die bösen Geister.

Diese Nähe der Kräuterbräuche zur Geisterwelt, aber auch zu Liebesfreuden, Kindersegen oder Eheglück, zeigt, wie eng hier die Grenze zwischen Volksfrömmigkeit und Aberglauben gezogen ist. Denn bei den meisten Kräuterbräuchen im Lebenslauf handelt es sich weniger um fromme Handlungen als vielmehr um persönliche Bedürfnisse. Über die Jahrhunderte hinweg entstanden so zahlreiche Kräuterriten, die in den verschiedenen Lebensphasen das Unheil abwehren und das Glück heraufbeschwören sollten.

Vor und nach der Geburt

Bereits am Anfang eines Menschenlebens finden sich in alten Bräuchen verschiedene Kräuterriiten. Auch aus der Volksmedizin sind zahlreiche Kräutertips für schwangere Frauen überliefert. Der Grund hierfür mag wohl darin liegen, dass die werdenden Mütter in vergangenen Jahrhunderten oft auf ärztliche Hilfe verzichteten und sich daher mit Naturheilmitteln behelfen mussten. Dieses Wissen wurde von Generation zu Generation weitergegeben. So galten beispielsweise Himbeerblätter früher als das bekannteste Schwangerschaftskraut. Tee aus Himbeerblättern sollte beispielsweise in den letzten Wochen vor der Geburt verstärkt getrunken werden, um die Gebärmutter auf die bevorstehenden Kontraktionen vorzubereiten. Andere Kräuter, wie etwa Johanniskraut oder Melisse, sollten wiederum bei vorzeitigen Wehen helfen, da sie beruhigend auf die Gebärmutter wirken.

Nach der Geburt bettete man früher die Wöchnerin und ihr Neugeborenes auf sogenannte Bettstrohkrauter. Diese duftenden Kräuter, vor allem Johanniskraut (auch Frauenkraut genannt), Kamille, Quendel (Thymian) oder Waldmeister verbreiteten nicht nur einen angenehmen und beruhigenden Heuduft, sondern

wirkten wegen der ätherischen Öle auch anti-septisch (infektions- und keimhemmend). Das Kräuter- bzw. Gebärkissen wurde meist der Fürbitte Mariens gewidmet und trug deshalb in einigen Gegenden auch die Namen Liebfrauenstroh oder Marias Bettstroh. Im späten Mittelalter bezeichnete man das Labkraut sogar als „Unser Lieben Frauen Bettstroh“. Grund dafür ist die christliche Legende, wonach die Gottesmutter aus den Blättern dieser Pflanze für sich ein Lager und für das göttliche Kindlein ein Wiegekissen gemacht habe. Noch bis ins 20. Jahrhundert wurde beispielsweise in Unterfranken den Neugeborenen ein solches geweihtes „Marienkisselchen“ unter das Kopfkissen gelegt.

In der Stillzeit – so sagt es die traditionelle Volksmedizin – soll beispielsweise ein Kräutertee aus Anis, Fenchel und Kümmel die Milchbildung anregen. Viele solcher überlieferten Kräuterweisheiten für die Geburt oder die Gesundheit von Mutter und Kind wurden bereits im Mittelalter von den sogenannten Weißen Frauen praktiziert und weitergegeben. Nicht selten liefen sie deshalb aber Gefahr, als Hexen verfolgt zu werden. Denn teilweise sind diese Kräuterriten auch deutlich vom Aberglauben geprägt. Mancherorts wurden nämlich die Frauen beispielsweise zur Reinigung nach der Entbin-

dung mit Johanniskraut beräuchert, oder man legte die Katzenminze unter ihr Bett. In einem österreichischen Hebammenbuch aus dem Jahr 1722 ist gar von einem heidnischen Ritus zu lesen, wonach die Frau nach der Entbindung dreimal in eine Zwiebel beißen und diese anschließend nach hinten über ihren Kopf werfen soll.

Wegen der hohen Kindersterblichkeit in früheren Jahrhunderten mussten gerade die Hebammen auch häufig die Nottaufe vornehmen, wenn die Gefahr bestand, dass das Neugeborene sterben könnte. Da die Hebammen so einerseits ein Sakrament vollziehen mussten, in vielen Fällen aber andererseits noch dem Aberglauben an dämonenabwehrende Kräuter anhängen, mussten die Pfarrer die Geburtshelferinnen häufig im rechten Glauben unterweisen. So wurde sichergestellt, dass abergläubische Vorstellungen über die magische Wirkung von Pflanzen vom Sakrament der Taufe ausgeschlossen wurden.

Übrigens: Die volkstümlich bezeichneten Frauenkräuter, wie etwa Frauenmantel, Schafgarbe oder Himbeerblätter, die meist im sogenannten Frauendreißiger zwischen dem 15. August (Mariä Himmelfahrt) und dem 12. September (Mariä Namen) gesammelt wurden, fanden sich nicht nur recht häufig bei Geburtsriten, sondern wurden im Grunde in der gesam-

ten Frauenheilkunde eingesetzt, wie etwa gegen Menstruationsbeschwerden, zur Verhütung, für Kindersegen oder in der Schwangerschaft.

Für Eheglück und Kindersegen

In fast allen Jahrhunderten wurde versucht, dem Liebesglück etwas auf die Sprünge zu helfen. So galt bereits im Mittelalter das Basilikum als „Liebeszauber“: Auf der Brust oder im Strumpf getragen sollte es die Zuneigung bei unwilligen Partnern wecken.

Stand schließlich die Hochzeit an, musste freilich das junge Glück geschützt werden. Da früher geglaubt wurde, dass das Brautpaar bis zur Hochzeit von bösen Geistern bedroht sei, die ihm das Glück missgönnten, band man der Braut mancherorts verschiedene schützende Kräuter in den Brautstrauß.

Im Hochzeitsbrauchtum selbst finden sich bis heute Kräuter in vielfältiger Weise. Beispielsweise werden Wermut und Raute der Braut zur Heirat in die Schuhe gesteckt, die männlichen Gäste stecken sich kleine Buchsbaum- oder Rosmarinzweiglein an ihr Revers, und das Brautpaar wird beim Gang aus der Kirche mit Mohnsamen beworfen, damit das Glück und der Kindersegen nicht ausbleiben.

Vor allem der Rosmarin ist eine sehr alte Hochzeitspflanze. Die Braut trug ihn im Brautstrauß und der Bräutigam am Revers. Nach der Trauung wurde das Rosmarinzweiglein in einen Blumentopf eingepflanzt: Schlug es Wurzeln und gedieh, war dies ein gutes Zeichen für die Zukunft der Ehe.

Übrigens: Etwa ab dem 17. Jahrhundert hat die Myrte in vielen Gegenden den Rosmarin als Hochzeitspflanze ersetzt. Aus der Myrte, als Symbol der Jungfräulichkeit, wurde dann oft der Kopfkranz der Braut geflochten. Nicht selten wird berichtet, dass deswegen Bräuten mit unehelichen Kindern das Tragen der Myrtenkränze verboten wurde!

Zum letzten Gruß

Am Ende eines Lebens haben die Kräuter schließlich ihren letzten Platz. Gerade bei Beerdigungen und beim Grabschmuck findet man heute noch einige Relikte sehr alter Kräuterbräuche. So wurden dem Toten früher beispielsweise Weihbüschlein oder Totenkränze aus Raute auf die Brust gelegt, nicht zuletzt, weil dieser eine konservierende Eigenschaft zugesprochen wird. Auch Kreuze aus geweihten Kräutern oder Rosmarinzweiglein wurden früher auf den Sarg gelegt, um das Böse vom Toten fernzuhalten. Im Odenwald

und anderen Regionen bekamen auch die Sargträger ein Rosmarinzweiglein angesteckt.

Mit dem Gedanken der Totenruhe waren in früheren Zeiten vor allem zwei Pflanzen verbunden, weshalb man beide Gewächse auch heute noch sehr häufig auf Friedhöfen entdeckt: Efeu und Buchsbaum. Vom Efeu glaubten die Alten, dass er sich aufgrund seines spiralförmigen Wuchses von der Unterwelt emporzuwinden versucht. Der Überlieferung nach sollen sich Menschen aber von Efeu bewachsenen Plätzen fernhalten, da dort Geister ihr Unwesen treiben sollen. Außerdem sagt der abergläubische Volksmund, dass sich im Efeu unsere Ahnen verbergen. Der Buchsbaum wird öfters an Hauseingängen oder in Vorgärten gepflanzt, da er alten Traditionen nach das Haus und seine Bewohner beschützt und den Teufel abwehrt. Die Farbe der beiden immergrünen Pflanzen steht aber auch für Ruhe und ewiges Leben.

Übrigens: Auch die Eberesche (*Sorbus aucuparia*) wurde früher auf Friedhöfen gepflanzt, weil sie heidnischen Überlieferungen zufolge die Totenruhe beschützt. Dieser Laubbaum, besser bekannt als Vogelbeere, war schon den keltischen Druiden heilig, da er vor Hexerei und bösen Geistern bewahre.



Mit den Kräutern durch das Jahr

Die Natur verehrt den Schöpfer

Der *Katechismus der Katholischen Kirche* betont, dass die gesamte Schöpfung auf die Herrlichkeit Gottes hingeeordnet ist. Dazu gehören freilich auch die Kräuter, wie es der hl. Franz von Assisi in seinem Sonnengesang formuliert: „Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, die Mutter Erde, die uns trägt und nährt und mancherlei Früchte hervorbringt und vielfarbene Blumen und Kräuter“ (KKK, Nr. 334).

Gerade im katholischen Brauchtum findet man häufig Pflanzen bei der Verehrung Gottes (z.B. beim Altarschmuck) oder bei der Danksagung an den Schöpfer (z.B. an Erntedank). Vor allem an Festtagen betont die Volksfrömmigkeit die Bedeutung verschiedener Pflanzen, wie beispielsweise die Palmbüsche an Palmsonntag. Das fromme Brauchtum nutzt auch den Termin einiger Festtage. So werden etwa am 4. Dezember, dem Gedenktag der hl. Barbara, die sogenannten Barbarazweige (kleine Ästchen, meist vom Kirschbaum) in eine mit Wasser gefüllte Vase gestellt, damit sie dann an Weihnachten blühen.

Solche Bräuche sind meist mit religiösen Überlieferungen und Legenden verbunden. Neben diesen frommen Traditionen, bei denen ganz verschiedene Pflanzen verwendet wurden, sollten in früheren Jahrhunderten aber insbesondere christliche Kräuterbräuche auch Krankheiten oder Unglück abwenden sowie Gesundheit, Glück und Fruchtbarkeit herbeiführen. Denn unsere Vorfahren wussten: „Volksfrömmigkeit bewältigt die mehr oder weniger misslichen Gegebenheiten des Alltags“ (Imkamp 1995).

Niederländische und dänische Kräutersegen aus dem Mittelalter bringen Heilkräuter sogar mit der Passion Christi in Verbindung. So sollen die auf dem Kalvarienberg gefundenen Verbenen (Verbena) die Wunden des Herrn geheilt haben, oder der Baldrian (Valeriana) soll aus Jesu Blut entsprungen sein. Auch in Kräutersegen aus Deutschland finden sich oft schöne Legenden, meist bezogen auf Gott, Christus, Petrus oder Maria als der volkstümlichen Schützerin der Heilkräuter. Aus fast allen Jahrhunderten finden sich solche frommen Formeln für Liebesglück, gegen Krankheiten oder gegen böse Herrschaft.

Die Kräuterweihe war früher an mehreren Festtagen, wie etwa an Ostern, am Fest des hl. Petrus, am Dreifaltigkeitsfest oder am Fest Johannes' des Täufers bekannt. Viele dieser Weihen

und Bräuche gingen aber über die Zeit verloren. Einige Kräuterbräuche haben sich indes bis heute erhalten und werden an verschiedenen Stationen des Jahres praktiziert.

Heiliger Rauch gegen böse Geister

In der kalten Jahreszeit gibt es naturgemäß nur wenig Kräuterbräuche, da die Pflanzen noch unter einer dicken Schneedecke ihren Winterschlaf halten. Die Kräuterbräuche um den Jahreswechsel finden daher mit getrockneten Pflanzen statt. Einen solchen Brauch finden wir in den zwölf Tagen zwischen dem 25. Dezember und Heilig Drei König, den sogenannten Rauhnächten. In dieser Zeit werden Haus und Hof zum Schutz gegen böse Dämonen geräuchert und mit Weihwasser besprengt. In manchen Gegenden werden zum Räuchern am Heiligen Abend, an Neujahr oder am Dreikönigstag auch die Kräuter aus dem Kräuterbuschen von Mariä Himmelfahrt verwendet. Die Kräuter werden dabei zusammen mit Weihrauch in eine Schale oder eine Pfanne gegeben und rauchend durch Haus und Hof getragen.

In den Rauhnächten, die mancherorts auch Zwölf Nächte genannt werden, wurde früher auch über das kommende Jahr orakelt. Deshalb

erhielt diese Zeitspanne auch den Namen Lostage. Jede der zwölf Nächte entspricht dabei einem der zwölf Monate für das kommende Jahr. Dies galt auch für die Wetterprognose: „Wie’s in den Zwölfen ist, so ist’s das ganze Jahr über.“

Übrigens: Auch mit Kräutern hat man früher die Zukunft vorhergesagt. Bei der sogenannten Botanomantie (Kräuterweissagung) spielte vor allem der Mauerpfeffer, der ja auch Prophetenkraut genannt wird, eine wichtige Rolle. Bis heute hat sich davon noch das berühmte Abzupfen der Blütenblätter des Gänseblümchens oder der Margerite erhalten: Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich ...

Am Gründonnerstag dampft die Neun-Kräutersuppe

Der Gründonnerstag ist der fünfte Tag der Karwoche. An diesem Tag gedenken die christlichen Kirchen des Letzten Abendmahls Jesu mit seinen Aposteln am Vorabend seiner Kreuzigung am Karfreitag. Die lateinische Bezeichnung für Gründonnerstag lautet *Dies viridum*, also Tag der Grünen. Die „Grünen“ waren früher nämlich die Sünder, die öffentlich Buße taten und darauf hin an diesem Tag wieder in die Gemeinschaft aufgenommen wurden.

Da die vorösterliche Karzeit als Tage der Trauer und des Mitleidens mit der Passion Christi auf eine unangemessene Prachtentfaltung verzichtet, sind auch die Bräuche in dieser Zeit recht einfach gehalten. Dies gilt etwa für bescheidene Speisen wie den Brauch, am Gründonnerstag neunerlei grüne Kräuter zu essen – gleichwohl sich Gründonnerstag nicht von der Farbe Grün, sondern wahrscheinlich vom mittelhochdeutschen Wort *gronan* (weinen, greinen) ableitet. Der Neun-Kräuter-Brauch hängt wohl eher mit dem einsetzenden Frühjahr und dem ersten Grün zusammen und stammt aus einer Zeit, als die Menschen im Winter auf frische und vitaminreiche Kost verzichten mussten.

Die Kräuter werden am Gründonnerstag meist in der sogenannten Neun-Kräutersuppe zubereitet. Dafür braucht man Zwiebeln, Butter, Mehl, Brühe, Salz, Pfeffer, Pimpernelle, Brennesseln, Taubnessel, Löwenzahn, Kerbel, Sauerampfer, Petersilie, Löwenzahn, Eigelb und saure Sahne. Die Zwiebeln werden in Würfel gehackt, in Butter angebraten und dann das Mehl dazugegeben. Danach wird mit der Brühe aufgefüllt und mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt. Alle Kräuter werden gehackt in eine Terrine gegeben und mit der Brühe übergossen. Das Eigelb wird mit der sauren Sahne verquirlt und unter die Brühe gezogen.

Übrigens: Am Gründonnerstag gesammelte Kräuter gelten als besonders wirksam und wurden früher auch zusammen mit Blumen zu einem Kranz geflochten, der mancherorts in den Erntekranz gesteckt wurde. Auch sagt der Volksglaube, dass an diesem Tag gepflückte, getrocknete und unters Dach gehängte Brennnesseln vor Blitzschlag schützen.

Die Kreuzblume ehrt den Himmelfahrtstag

Das Hochfest Christi Himmelfahrt wird 40 Tage nach Ostern gefeiert und fällt deshalb immer auf einen Donnerstag. Die Himmelfahrt des Auferstandenen (Lk 24,51; Apg 1,9) wird bereits seit dem 4. Jahrhundert mit einem eigenen Fest begangen. Zuvor wurde die Himmelfahrt Jesu zusammen mit dem Pfingstereignis als Abschluss der Osterzeit gefeiert.

Am Himmelfahrtstag war es früher in einigen Kirchen üblich, dass zur bildlichen Veranschaulichung der Himmelfahrt Christi während der hl. Messe eine Jesusfigur durch ein kleines Loch in der Kirchendecke emporgezogen wurde. Diese Öffnung wurde auch „Heilig-Geist-Loch“ genannt, weil zu Pfingsten daraus mancherorts eine Taube in den Kirchenraum herabgelassen

wurde. In Analogie zu diesem luftigen Ereignis wurden in einigen Regionen an Christi Himmelfahrt auch vogelförmig gebackene Brote oder Geflügel verspeist. Im Allgäu sprach man gar vom „Fliegenden Fleisch“, das an diesem Tag gegessen werden soll.

In manchen schwäbischen Gegenden werden an Christi Himmelfahrt vor Sonnenaufgang die „Himmelfahrtsblümchen“ (Kreuzblume oder Katzenpfötchen) gesammelt und zu Kränzen gebunden. Sie werden im Haus aufgehängt und sollen es über das ganze Jahr schützen. Auch den Blumen, die zur hl. Messe an Christi Himmelfahrt den Altar schmücken, werden besondere Schutz- und Heilkräfte zugesprochen. Deshalb nehmen die Gläubigen die Sträuße auch teilweise nach dem Gottesdienst mit nach Hause, um sie an einem besonderen Platz aufzustellen. Überliefert sind auch Flurprozessionen an diesem Tag, bei denen heilbringende Kräuter gesammelt wurden.

Übrigens: Traditionell sind die drei Tage vor Christi Himmelfahrt in der katholischen Kirche sogenannte Bitttage. Von Montag bis Mittwoch wurde in Bittprozessionen für eine gute Ernte gebetet. Bis heute haben sich an einigen Orten kleinere Flurprozessionen erhalten: Die Gläubigen und der Priester gehen durch Felder und Fluren

und beten um Schutz der Ernte vor Nässe, Dürre oder Hagel, aber auch „mannigfache menschliche Anliegen“ sollen im Gebet berücksichtigt werden (Lurz 2008). Weil dabei immer ein Kreuz vorangetragen wird, nennt man diese Tage auch Kreuzwoche.

Antlaßkranzerl werden zu Fronleichnam geflochten

Fronleichnam geht auf eine Vision der hl. Augustinernonne Juliana von Lüttich zurück und wurde im 13. Jahrhundert von Papst Urban IV. als „Fest des Leibes Christi“ zum kirchlichen Festtag erhoben. An diesem Tag, dem zweiten Donnerstag nach Pfingsten und damit 60 Tage nach Ostern, feiern die Katholiken die Gegenwart des Herrn (mittelhochdeutsch: *vron* = Herr, *lichnam* = lebendiger Leib).

Bekannt ist Fronleichnam freilich wegen der Prozession, die sich an die hl. Messe anschließt. Die Gläubigen folgen dabei singend und betend dem Priester, der die Monstranz mit dem Allerheiligsten trägt, zu vier Altären. Dort werden jeweils Evangelienanfänge gelesen, Fürbitten gehalten und der sakramentale Segen gespendet. Früher schmückten sich in einigen Regionen die Mädchen zur Fronleichnamsprozession mit se-

genbringenden Kräutern und trugen dazu nicht selten auch neue weiße Kleider. Deshalb wurde der Festtag auch Hoffarts- oder Prangertag genannt. Nach der Prozession nehmen sich die Gläubigen noch heute kleine Birkenzweige (auch Fronleichnamslaub genannt) von den festlich geschmückten Altären mit. Daheim stecken sie die Ästchen in der Hoffnung auf eine segensreiche Wirkung beispielsweise zum Kruzifix im Herrgottswinkel.

Im Altbayerischen wird zu Fronleichnam der Brauch der Antlaßkranzerln gepflegt, welche bei der Prozession mitgetragen werden. Diese Kränze bestehen aus dem Kranzlkraut, wozu der Quendel und der Himmelvaterbart (auch als Mauerpfeffer bekannt) gehören. Die Kräuter sollen gegen Blitzschlag und Viehkrankheiten helfen. Kleine Kränze aus Feldthymian, die bei der Prozession mitgetragen wurden, sollen sogar vor bösen Geistern schützen. Sie wurden deshalb nach der Prozession im Stall, im Zimmer oder im Keller aufgehängt. Auch das Stallvieh erhielt einige Blätter vom Fronleichnamskranz.

In einigen Gegenden wurden Kränze und Sträuße aus neunerlei Kräutern sogar erst am letzten Tage der Fronleichnamsoktav geweiht. Sie wurden dann zur Heilung und zum Schutz in der Vieh- und Feldwirtschaft verwendet.

Auch aus Polen ist überliefert, dass Kränzchen aus Mauerpfeffer und Feldthymian am Ende der Fronleichnamsoktav geweiht wurden.

Übrigens: Der Sonntag vor Fronleichnam ist der Dreifaltigkeitssonntag. An diesem Trinitätsfest wurden früher in Thüringen heilsame Kräuter gesammelt. Deshalb nannte man den Tag dieses Hochfestes dort auch Kräutersonntag.

Johanniskraut und Johannitag

An Johanni (24. Juni) spielen Hartheu (Johanniskraut), Arnika, Beifuß, die Wucherblume und die Fetthenne eine besondere Rolle. Früher wurden zu diesem Festtag in manchen Regionen sogenannte Johanniskränze, meist aus sieben- oder neunerlei Kräutern und Pflanzen, gebunden. Die Kränze wurden über der Tür oder über dem Fenster aufgehängt, zum Schutz gegen böse Geister, die in der Johannisnacht umgehen sollen. In anderen Gegenden warf man den Kranz sogar über das Haus, damit er seine schützende Wirkung voll entfalte. Unter dem Kopfkissen soll der Johanniskranz auch dem Liebesglück auf die Sprünge geholfen haben.

Andernorts band man an diesem Tag sogenannte Johannisträube. In ihnen fand man häufig neben dem Johanniskraut auch Salbei, Lavendel,

Kümmel, Rosmarin oder die Ringelblume. Die Sträuße wurden über die Tür gehängt und sollten vor Krankheiten, Blitz und Feuer schützen.

In Nordeuropa waren früher auch abergläubische Vorstellungen verbreitet, wonach in der Johannisnacht alle Giftkräuter aus der Erde wachsen. Daher vermied man es, sich zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang im Gras aufzuhalten. Die in den Mittagsstunden des Johannitags gepflückten Kräuter seien indes besonders heil- und zauberkräftig gewesen. (Mehr dazu auf S. 54.)

Wenn die Kräuterbuschen gesegnet werden

Von allen Festtagen steht die Aufnahme Mariens in den Himmel (15. August) am engsten mit dem Kräuterbrauchtum in Verbindung. Das Hochfest wird umgangssprachlich meist nur Mariä Himmelfahrt genannt, ist aber auch unter den Namen Hoher Frauentag (weil es in der Volksfrömmigkeit das Fest der hl. Jungfrau Maria schlechthin ist), Maria Würzweih, Büschelfrauentag oder Maria in der Ernte bekannt.

Schon seit dem Jahr 450 wird in der armenischen Kirche am 15. August die Entschlafung Marias begangen. Für den Westen ist das Fest der Himmelfahrt Mariens seit dem 7. Jahrhun-

dert bezeugt. Nach christlicher Überzeugung wurde Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Mit diesem Dogma bestätigte Papst Pius XII. im Jahr 1950 eine jahrhundertealte Überlieferung. Somit ist nicht eine biblische Aussage der Grund für dieses Fest, sondern der Glaube der Christen, dass Maria bereits jetzt in der Vollendung lebt: „Ihr Sohn, der Tod und Grab besiegt hat, er lässt im Tod die Mutter nicht“ (Gotteslob 587).

Bereist das Konzil von Liftinä im belgischen Hennegau im Jahr 743 beschäftigte sich mit einem Brauch der Kräuterweihe. Zur Belehrung der Priester wurde damals sogar ein Verzeichnis alter Volksbräuche angelegt, in dem „von dem geweihten Bündel, dass das gutgläubige Volk (...) Sankt-Mariä-Bündel“ nennt, zu lesen ist (Schmidt 1941). Die Weihe der Kräuterbuschen während der hl. Messe an Mariä Himmelfahrt mit entsprechenden Benediktionsformeln ist aber erst seit dem 10. Jahrhundert historisch gesichert. Aus dieser Zeit ist ein schönes Segensgebet für die Heilkräuter überliefert: „Allherrscher Gott, den Menschen Urheber allen Heils und aller Gesundheit, du Arzt für Seele und Leib. In unerforschlicher Weisheit hast du eine Fülle von Pflanzen als heilwirkende Medizin für die Kranken erschaffen. Wir bitten dich: Erfülle die Kräu-

ter, die du geschaffen hast, mit deinem heilsamen Segen. Und jedem Kranken, der sie braucht, seien sie Arznei für den Leib und Kraft für die Seele, auf dass er dir Dank abstatte. Alle Geister loben unseren Herrn Jesus Christus“ (Mai 1991). Hier wird die christliche Überzeugung wirklich spürbar, dass Gott den Menschen die Heilkraft der Natur geschenkt hat, damit sie sie zu ihrem Wohle einsetzen. Und die Weihe der Kräuter verdeutlicht dieses Verständnis.

Nach der *Legenda Aurea* hat sich bei der Aufnahme Mariens in den Himmel ein unaussprechlicher Wohlgeruch verbreitet, und in ihrem leeren Grab wurden statt des Leichnams duftende Blumen gefunden. Rosen und Lilien seien am leeren Grab gewachsen, und ein wundersamer Kräutergeruch habe die Luft erfüllt. Ab dem 5. Jahrhundert ist überliefert, dass die Grabtücher, in die ihr Leichnam gewickelt worden war, ebenfalls einen unbeschreiblichen Wohlgeruch verbreitet haben. Eine andere Legende erzählt, dass dem Grab Mariens bei ihrer Aufnahme in den Himmel ein wunderbarer Duft von Kräutern und Blumen entstieg. Und noch heute wird bei Marienerscheinungen von einem seltsamen Rosenduft berichtet, der den Ort des Vorübergangs erfüllt. Jedenfalls erwuchs bereits im Mittelalter aus dem Glauben, der Leichnam Mariens habe

nach Blumen geduftet, eine fast eigene marianische Botanik. Und auch in der Liturgie wird die Gottesmutter als Blume des Feldes und als Lilie der Täler bezeichnet.

Ob diese Legende allein wirklich der Ursprung für die Weihe der Kräuterbuschen an Mariä Himmelfahrt ist, bleibt aber umstritten. Schließlich erreichen die ätherischen Öle der Kräuter im August auch ihre höchste Konzentration und damit ihren höchsten therapeutischen Nutzen.

Die Auswahl der Kräuter für die Buschen ist in jeder Region verschieden. Die Gläubigen verwendeten früher meist Pflanzen, deren Heilkraft ihnen bekannt war, die in der heimischen Flora wuchsen, die im lokalen Volksglauben eine bestimmte Bedeutung hatten oder die in eine Verbindung zu Maria gebracht wurden, wie etwa die Königskerze (für die Himmelskönigin) oder der Frauenmantel (für den schützenden Mantel der Gottesmutter). Teilweise spielte wohl auch die Zahlensymbolik eine Rolle. So sollte der Kräuterbuschen mindestens 7, manchenorts aber auch 9, 12, 15, 19, 33, 66, 77 oder gar 99 verschiedene Pflanzen umfassen. Der 9er-Buschen besteht beispielsweise vielerorts aus der Königskerze, dem Johanniskraut, der Schafgarbe, Arnika, Wermut, Pfefferminze, Tausendgüldenkraut, Baldrian und Kamille.

Während heute auch Getreide und Blumen in die Buschen gebunden werden, galten früher Alant, Arnika, Engelwurz, Erdrauch, Hornklee, Johanniskraut, Klatschmohn, Königskerze, Kornblume, Mutterkraut, Rainfarn, Raute, Ringelblume, Schafgarbe, Tausendgüldenkraut, *Wegwarte und Wermut als typische Pflanzen* für die Kräuterbüschel.

Die Kräuterbuschen können während der hl. Messe (nach dem Wortgottesdienst) oder mit dem Schlusseggen geweiht werden. Dabei wird um die Wohlfahrt des Leibes und der Seele sowie um Schutz vor widrigen Einflüssen gebetet. Die Segnung der Kräuterbuschen beginnt der Priester mit den Worten „Der Name des Herrn sei gepriesen“, und die Gemeinde antwortet mit „Von nun an bis in Ewigkeit“. Dann spricht der Priester: „Lasset uns beten. Herr, unser Gott, du hast Maria über alle Geschöpfe erhoben und sie in den Himmel aufgenommen. An ihrem Fest danken wir dir für alle Wunder deiner Schöpfung. Durch die Heilkräuter und Blumen schenkst du uns *Gesundheit und Freude*. Segne + diese Kräuter und Blumen. Sie erinnern uns an deine Herrlichkeit und an den Reichtum deines Lebens. Schenke uns auf die Fürsprache Mariens dein Heil. Lass uns zur ewigen Gemeinschaft mit dir gelangen und dereinst einstimmen in das Lob der ganzen Schöpfung, die

dich preist durch deinen Sohn Jesus Christus in alle Ewigkeit.“ Die Gemeinde antwortet mit „Amen“. Anschließend besprengt der Zelebrant die Kräuterbuschen mit Weihwasser. An die Segnung schließt sich oft ein Mariengebet an. Findet die Kräutersegnung außerhalb einer hl. Messe statt, werden die jeweiligen Lesungen zum Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel oder die Lesung von den Lilien auf dem Felde (Mt 6,25–33) verkündet.

Die geweihten Kräuterbuschen sollen mit Ehrfurcht und Vertrauen zur Gottesmutter aufbewahrt werden. Zu Hause werden sie deshalb getrocknet und beispielsweise unter dem Dach oder im Stall aufgehängt. Bei drohendem Unwetter wird ein Teil der getrockneten Kräuter verbrannt. Auch erkranktem Vieh wird zur Genesung etwas von den zerriebenen Kräutern unter das Futter gemischt. Früher bekamen auch kranke Angehörige einen Tee aus geweihten Kräutern. In einigen Gegenden wurden auch die Ställe oder das Zimmer der Wöchnerin mit den Kräutern geräuchert, oder man steckte einen Teil der geweihten Kräuter ins Ehebett, in die Wiege oder in das Taufkissen. Einige geweihte Körner hob man auch bis zur nächsten Saat auf. Ebenso trug man kleine Kräutersäckchen bei sich oder nähte sie in die Kleidung ein. Mancherorts trug auch die Braut ein paar Kräuter im rechten

Strumpf und man gab schließlich den Toten etwas vom Kräuterbuschen mit ins Grab. Die alten Kräuterbuschen des Vorjahres verbrannte man zu Hause, warf sie an Epiphanie in die Dreikönigsglut oder am Karsamstag ins Judasfeuer oder gab sie dem Vieh zum Fressen.

Die Wochen nach Mariä Himmelfahrt, vom 15. August bis zum 12. September (Mariä Namen), werden auch Frauendreißiger genannt. Diese Zeit galt früher als besonders günstig, um Kräuter zu sammeln. Die Legende sagt, dass in diesen Tagen die Gottesmutter die Erde segnet. Der Frauendreißiger entstand in Anlehnung an den Trauerbrauch des Dreißigsten bereits im Mittelalter. Teilweise wurden die Kräuter sogar erst am 8. oder gar am 12. September geweiht.

Übrigens: Der Überlieferung nach soll der an Marientagen gesammelte Frauenmantel (*Alchemilla xanthochlora* syn. *A. vulgaris*) besonders heilkräftig sein. Das Rosengewächs ist auch bekannt unter seinen volkstümlichen Namen: Marienkraut, Marienblume, Mutterkraut, Muttergottesmäntelchen oder Aller Frauen Heil. Schon die Namen lassen darauf schließen, dass der Frauenmantel in der Volksmedizin vor allem bei Frauenleiden eingesetzt wurde. Die kleinen Wassertröpfchen, die der Frauenmantel an den Rändern ausscheidet, wurden in Mähren auch

Mariä Tränen genannt. Besonders gut sieht man sie frühmorgens bei Sonnenaufgang glitzern. In der Oberpfalz erzählte man deshalb den Kindern, dass sich in den Morgenstunden die Geister der Verstorbenen im Frauenmantel verbergen.



Bitt' für uns – Patronate und Kräutersegen

Von Nothelfern und Schutzpatronen

Heute haben es die Heiligen schwer. Ihre Verehrung ist nicht gerade populär. Wie viele Menschen kennen schon ihren Namenspatron und seine Geschichte? Wer bittet heute noch um ihre Fürsprache? Selbst unter den Schutzpatronen ist allenfalls noch der hl. Christopherus von der alten Medaille in Opas Auto bekannt. Unsere Vorfahren dachten da noch ganz anders. Bei der Bewältigung ihres Alltags – von der Geburt bis zur Sterbestunde – setzten sie fest auf die Hilfe der Heiligen. Egal ob bei Halsschmerzen (hl. Blasius), verlorenen Gegenständen (hl. Antonius v. Padua) oder bei der Sorge um das Vieh (hl. Leonhard), das ganze Leben war geprägt von der Nähe zum Himmel.

Insgesamt 205 Heilige können dem Volksglauben zufolge zur Linderung von Schmerzen, zur Besserung der Gesundheit und zur Heilung von rund 70 Krankheiten angerufen werden. Darunter finden sich auch echte medizinische Experten, nämlich Heilige, die selbst als Arzt tätig waren.

So etwa der hl. Lukas, der (wie man es von einem Mediziner nicht anders erwartet) in seinem Evangelium die Wunder Christi besonders genau beschrieb. Zu den heiliggesprochenen Ärzten zählen auch Kosmas und Damian (die gern von Medizinstudenten angerufen werden) oder der hl. Johannes vom Kreuz (über den Papst Johannes Paul II. seine Doktorarbeit geschrieben hat). Daneben kennt die katholische Volksfrömmigkeit eine Reihe von Heiligen für die verschiedensten Krankheiten. So gibt es Schutzpatrone für 14 verschiedene Epidemien und 13 unterschiedliche Fieberarten. Mindestens zwölf Heilige helfen bei Kopfschmerzen, elf bei Durchfall, neun bei Geschwüren und sieben bei Krebs. Bekannte Schutzpatrone sind beispielsweise bei Lungenbeschwerden der hl. Pankratius, bei Augenproblemen der hl. Antonius von Padua, bei Kopfschmerzen der hl. Johannes der Täufer, bei Halsentzündungen der hl. Blasius, bei Fieber die hl. Barbara, bei Krebs der hl. Ägidius, bei Brustschmerzen die hl. Agatha oder bei Rückenproblemen der hl. Urban.

Die Verehrung der Heiligen hat ihren Ursprung bereits in der Bibel (Apg 7,54–60; Offb 6,9–11; 7,9–17) und ist schon für die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts nachgewiesen. Seit der Antike ist sie Teil des kirchlichen Lebens. Den Gläubigen

sind die Heiligen ein Vorbild, und sie Vertrauen auf ihre Fürsprache vor Gott. „Denn dadurch, dass die, die im Himmel sind, inniger mit Christus vereint werden (...) hören sie nicht auf (...) beim Vater für uns einzutreten“ (KKK, Nr. 956). So ist beispielsweise überliefert, dass der hl. Dominikus auf dem Sterbebett zu seinen Mitbrüdern gesagt hat: „Weint nicht, nach meinem Tod werde ich euch mehr nützen und euch wirksamer unterstützen als während meines Lebens“.

Über 10.000 Heilige führt das offizielle, kirchenamtliche Verzeichnis – die Bibliotheca Sanctorum – auf. Zu ihrer Verehrung sieht der Allgemeine Römische Kalender ganz bestimmte Gedenktage vor. Einige davon sind wegen ihres Brauchtums auch recht bekannt, wie beispielsweise die Gedenktage des hl. Martin (11. November) und des hl. Nikolaus (6. Dezember). Es gibt aber auch einen Tag, an dem der Gemeinschaft aller Heiligen gedacht wird: Das Hochfest Allerheiligen (1. November). Dieser Gedenktag reicht im Orient bis ins 4. Jahrhundert zurück, in Europa setzte er sich ab dem 9. Jahrhundert durch. Am Nachmittag von Allerheiligen wird in katholischen Gemeinden der Verstorbenen gedacht, wenngleich der Allerseelentag erst am 2. November begangen wird. Seitdem aber nur noch der Allerheiligentag ein gesetzlicher Feiertag ist, hat

man den Gräberbesuch einen Tag vorgezogen. Die Angehörigen gehen dazu auf die Friedhöfe, beten dort und zünden Kerzen an. Sie schmücken die Grabstätten mit Pflanzen und Blumen, denen oft eine über Jahrhunderte hinweg gewachsene Symbolik zugesprochen wird. Die dreifarbigten Blütenblätter des Stiefmütterchens gelten beispielsweise als Symbol für die Dreifaltigkeit. Die Kränze, wie wir sie heute kennen, setzten sich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch. Häufig finden wir auf unseren Friedhöfen auch den Efeu und den Buchsbaum. Die beiden immergrünen Pflanzen sind nicht nur ein Symbol für das ewige Leben, sondern schützen dem Volksglauben nach auch die Totenruhe. Aus demselben Grund wurden früher den Verstorbenen in manchen Gegenden auch Weihbüschlein oder Totenkränze aus Raute auf die Brust und Kreuze aus geweihten Kräutern oder Rosmarinzweiglein auf den Sarg gelegt. Unsere keltischen Vorfahren sammelten übrigens nach dem Allerheiligen-Tag keine Kräuter mehr, weil sie glaubten, dass diese dann den Geistern der Unterwelt gehörten würden. Möglicherweise sagte man sich deshalb früher in Norddeutschland auch, dass man an Allerheiligen nicht säen und das Feld nicht bestellen solle.

Wozu Kräuterweihen und Segensgebete nutzen

Im Mittelalter war am Festtag verschiedener Heiliger die Weihe von Pflanzen verbreitet. Bis in unsere Tage haben sich davon mancherorts schöne und nützliche Bräuche erhalten. So wird beispielsweise noch heutzutage in einigen Gegenden am Festtag des hl. Stephanus (Gedenktag 26. Dezember) der Hafer geweiht. Denn Stephanus wird schließlich auch als Schutzpatron der Pferde verehrt. In anderen Regionen wurden indes aromatische oder heilkräftige Pflanzen der besonderen Fürbitte eines Heiligen gewidmet. Unsere Vorfahren kannten etwa noch die Segnung von Obst und Blumen am Festtag der hl. Dorothea (6. Februar), die Nelkensegnung am Johannitag (24. Juni) oder die Fenchelweihe am Fest des hl. Ägidius (1. September). Auch die Segnung anderer Nutzpflanzen und Ackerfrüchte ist historisch überliefert. Je nach Klima, Bodenfruchtbarkeit oder Agrarkenntnissen wurden in verschiedenen Gegenden ganz unterschiedliche Feldfrüchte dem Segen der Heiligen unterstellt. Volksfrömmigkeit ist eben immer regional bestimmt.

Wegen ihrer Heilkraft wurden aber in fast allen Regionen von alters her die Kräuter gesegnet.

Wenngleich Mariä Himmelfahrt als der bekannteste Kräuterweihetag gilt, wurden die Kräuter doch auch an anderen Festtagen gesegnet. So war die Kräutersegnung früher in manchen Gegenden beispielsweise an Ostern oder am Dreifaltigkeitsfest üblich.

Segnungen sind Zeichenhandlungen, deren Wirkungen durch die Fürbitte der Kirche erlangt werden. Sie sind Zeichen des Heils und setzen zumindest beim Spender des Segens den Glauben voraus. Die Gestaltung und die Bestandteile eines Segens sind nicht willkürlich. Die Vollform einer Segensfeier umfasst eine ganze Reihe von Elementen, wie etwa den Eröffnungsgesang, die Schriftlesung, die eigentliche Segnung sowie Fürbitten und Gebete. Dazu kommen begleitende Handlungen, beispielsweise das Kreuzzeichen, das Weihwasser oder auch Weihrauch. Dadurch unterscheidet sich die Segnung der Kräuter ganz gewaltig von heidnischen Beschwörungsformeln oder abergläubischen Zaubersprüchen, wie sie vor allem im frühen Mittelalter beim Sammeln von Kräutern gemurmelt wurden. Die katholische Kirche setzt hier das segenbringende Gebet an die Stelle magischer Pflanzenriten. Seit über 1000 Jahren ist beispielsweise die *Benedictio herbarum* an Mariä Himmelfahrt nachgewiesen. Und seit dem 14. und 15. Jahrhundert kennen wir die

Segnungen einer Vielzahl weiterer Heilpflanzen. Denn unsere Vorfahren waren davon überzeugt, dass der geweihte Kräuterbuschen unterm Dach oder die gesegneten Palmkätzchen-Zweige hinter dem Kruzifix sowohl Haus als auch Hof vor Unheil und Naturgewalten schützen. Freilich: Auch dem Haselnussstrauch oder dem Holunderbusch an der Stadelwand sowie dem Hauswurz (auch Wunderkraut genannt) und dem Mauerpfeffer sagten manche Alten eine gewisse Schutzwirkung nach. Hier zeigt sich dann doch, wie leicht Volksfrömmigkeit zum Aberglauben verkommen kann, wenn Sie vom Gebet entkleidet wird.

Hilft gegen (fast) alles: Johannikräuter

Im Fernsehen, im Radio, in Zeitschriften oder an der Bushaltestelle: Die Werbung ist allgegenwärtig. Und egal ob es sich um Ferienorte, Müsliriegel oder Funktionsunterwäsche handelt, die Werbung ist stets bemüht, uns die Einzigartigkeit ihrer Produkte zu vermitteln. Ja, fast scheint es so, als sei wirklich jedes einzelne Angebot einmalig, superlativ und einfach außergewöhnlich! Unter den Heiligen besitzt der hl. Johannes der Täufer tatsächlich ein solches Alleinstellungsmerkmal:

Der hl. Johannes (Gedenktag 24. Juni) ist nämlich neben Christus und der Gottesmutter Maria

der einzige Heilige, dessen Geburts- und Todestag (29. August) gefeiert werden. Das Datum seiner Geburt (24. Juni) wurde in Abhängigkeit von der Empfängnis Christi (25. März) festgelegt, denn die Mutter von Johannes war bereits im sechsten Monat schwanger, als Maria den Erlöser empfing (Lk 1,26). Das Johannifest wird aber nicht ohne Grund auch kurz nach der Sommersonnenwende (21. Juni) begangen, wenn die Sonne wieder allmählich an Höhe verliert. Denn Johannes sagt über Christus: „Er muss wachsen, ich aber muss kleiner werden“ (Joh 3,30).

Der Geburtstag des hl. Johannes wird exakt ein halbes Jahr vor der Geburt Jesu gefeiert. Er gilt als der letzte Prophet des Alten Testaments und als Wegbereiter Christi. Als Sohn des jüdischen Priesters Zacharias und seiner Frau Elisabeth wurde er um das Jahr 30 von Herodes enthauptet. Er wird deshalb auch bei Kopfschmerzen, Schwindel oder Epilepsie angerufen. Weil er Jesus getauft hat, sind ihm auch zahlreiche Taufkapellen geweiht.

Die Verehrung des hl. Johannes geht bis in die Antike zurück. Recht schnell nahm sie auch volkstümliche Züge an. So war am Fest Johannes' des Täufers früher auch die Kräuterweihe bekannt. Und im katholischen Brauchtum sind bis heute am Johannitag mancherorts noch Kräuterkränze und Kräutersträuße verbreitet.

Die Johanniskränze wurden meist aus sieben- oder neunerlei Kräutern und Pflanzen gebunden. Da nach alten abergläubischen Vorstellungen in der Johannesnacht böse Geister umgehen, wurden die Kränze zum Schutz über der Tür oder über dem Fenster aufgehängt. Auch im Haus oder im Stall sollten sie vor Blitzschlag und Krankheiten schützen. Mancherorts warf man den Kranz sogar auf das Dach oder über das Haus, damit er seine schützende Wirkung voll entfaltet. Unter dem Kopfkissen soll der Johanniskranz sogar dem Liebesglück auf die Sprünge geholfen haben. Und wo heutzutage am Johannitag noch sogenannte Johannifeuer entzündet werden, werfen teilweise noch die Burschen und Mädchen den Kranz in die Glut mit den Worten: „Wie dieser Kranz mög’ all mein Missgeschick verbrennen und in nichts zerfallen“. Auch in Oberfranken warfen früher die Mädchen die Johanniskränze in das Johannisfeuer, nahmen sie aber halb verkohlt wieder heraus, bissen hinein und glaubten, das Jahr über keine Zahnschmerzen zu bekommen.

Auch die Johannisträufte wurden über die Tür gehängt und sollten vor Krankheiten, Blitz und Feuer schützen. Vor allem die Bäuerinnen stellten früher einen Johanniskrautbüschel zusammen, der aus neunerlei Kräutern bestand. Man

band die Sträube je nach Region aus unterschiedlichen Kräutern. Häufig fand man darin aber Salbei, Lavendel, Kümmel, Rosmarin, Ringelblume und natürlich das Johanniskraut.

Das Johanniskraut (*Hartheu*, *Hypericum perforatum*) war und ist eine der beliebtesten Heilpflanzen in der Volksmedizin. Nach Paracelsus „ist es nicht möglich, dass eine bessere Arznei für Wunden in allen Ländern gefunden wird“ (Wolf 2008). Auch wurden dem Johanniskraut starke teufelabwehrende Kräfte zugesprochen. Der Sage nach habe der Teufel sogar die Blätter des Johanniskrauts mit einer Nadel durchstoßen, als er erkannte, wieviel Macht das Kraut (daher auch Teufelsflucht oder Teufelsbanner genannt) über ihn hat. Und tatsächlich kann man unzählige helle Punkte erkennen, wenn man ein Blütenblatt des Johanniskrautes gegen das Licht hält.

Zahlreiche christliche Legenden ranken sich um das Johanniskraut. So soll das Johanniskraut aus dem Blut entstanden sein, dass bei der Enthauptung des Täufers auf den Boden floss. Eine andere Legende berichtet gar von einem Johanniskraut-Wunder: Als Johannes nämlich gefangenommen werden sollte, steckten die Häscher einen Büschel des Johanniskrauts als Erkennungszeichen an sein Haus, so dass die Soldaten des Königs den Täufer finden können. Als die

Verfolger dann aber eintrafen, blühte an jedem Fenster plötzlich Johanniskraut. Die verwirrten Soldaten kehrten ohne ihr Opfer zurück. Als Johannesblut wird der rötliche Saft der Blütenblätter des Johanniskrauts bezeichnet. Der Legende nach gebe die Pflanze damit ihre Trauer über die Ermordung des Täufers kund. Dem Saft wurden deshalb magische Kräfte zugesprochen.

Als Johanniskräuter bezeichnet der Volksmund aber im Grunde alle Kräuter, die am Johannitag oder in der Nacht zuvor gesammelt werden. Zu ihnen gehören neben dem echten Johanniskraut (*Hartheu*, *Hypericum perforatum*) auch die Kamille (*Matricaria chamomilla*), der Quendel (wilder Thymian, *Thymus serpyllum*), der Bärlapp (*Lycopodium clavatum*), der Beifuß (*Artemisia vulgaris*), die Arnika (*Arnica montana*), der Holunder (*Sambucus nigra*), die Wucherblume (*Margerite*, *Chrysanthemum leucanthemum*), das Eisenkraut (*Verbena officinalis*), die Schafgarbe (*Achillea millefolium*), der Heilziest (*Stachys officinalis*, *Betonica officinalis*), die Klette (*Arctium lappa*) und die Ringelblume (*Calendula officinalis*). Eine besondere Wirkung (für Küche und Naturheilkunde) wird am Johannitag auch dem Gänseblümchen (*Bellis perennis*) zugeschrieben, nicht zuletzt deshalb, weil die Entwicklung der Pflanze bis Ende Juni ihren Höhepunkt erreicht.

Da das Gänseblümchen Schleimstoffe, Vitamine, Mineralstoffe, Gerb- und Bitterstoffe besitzt, wird es vielfältig in Küche und Naturheilkunde eingesetzt. Es eignet sich beispielsweise als Zutat in einem Wildkräutersalat während einer entschlackenden, stoffwechselanregenden und harntreibenden Frühjahrskur. Und ein Blütenwasser aus Gänseblümchenblüten hat sogar hautstraffende Wirkung. Das Gänseblümchen wird im Volksmund übrigens auch Marienkrönchen oder Marienblümlein genannt. Der Grund hierfür ist eine Legende, wonach sich die Gottesmutter am Finger verletzte, als sie dem Jesuskind diese Blume pflückte. Und wer genau hinschaut, sieht auch heute noch die rötlich gefärbten Blütenspitzen des Gänseblümchens.

Beim Kräuterbrauchtum am Johannitag zeigt sich, wie eng echte Volksfrömmigkeit und abergläubische Pflanzenriten oft beieinanderliegen. Während der Volksglauben auf die segenspendende Wirkung des Gebetes setzt, galten nach abergläubischen Vorstellungen vor allem die in den Mittagsstunden des Johannitags gepflückten Kräuter als sehr zauberkräftig. In Altbayern war man indes davon überzeugt, dass die in der Johannisnacht gepflückten Kräuter ganz besondere Kräfte hätten. Andernorts dachte man wiederum, dass in der Johannisnacht vor allem Gift-

kräuter aus der Erde wachsen würden, weshalb man zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang nicht über Gras lief. Auch vermieden es die Alten, am Johannitag an einer Blume zu riechen, auf der der „Krebs“ (Maulwurfsgrille) gesessen haben könnte, da man davon Nasenkrebs bekäme. Darum war es am besten, am Johannitag an gar keiner Blume zu riechen! Aus demselben Grund pflückte man an Johanni auch keine Erdbeeren und keinen Salat, denn der Krebs könnte die Pflanzen ja berührt haben.

Übrigens: Am Tag vor Johanni gab es den Brauch, aus den Johannisblumen (*Chrysanthemum leucanthemum*) ein kleines Lager zu fertigen. Man erzählte sich, dass in der Nacht dann der hl. Johannes kommt und sein Haupt darauf legt – allerdings nur, wenn man beim Pflücken der Pflanzen betet und nicht sündigt! Am anderen Morgen soll man dann den Abdruck des Hauptes wirklich sehen können. Die Blumen werden gleichsam besonders heilkräftig und wurden vor allem dem Vieh ins Futter gemischt.

Wie die hl. Afra vor Ungeziefer schützt

Wer kennt es nicht? Beim Versuch, lästigen Insekten und Schädlingen mit dem Spray oder gar Gift zu Leibe zu rücken, fragt man sich doch: Wirkt

das Mittel gegen die Ungeziefer möglicherweise auch gesundheitsschädigend auf mich und meine Familie? Gibt es denn keine anderen Möglichkeiten, die lästigen Plagegeister loszuwerden? Eine solche umweltfreundliche Alternative bietet die hl. Afra. Ihr Anti-Schädlingspräparat ist garantiert frei von Nebenwirkungen, zu 100% umweltverträglich und zudem noch biologisch abbaubar:

Zur Herstellung des Afra-Kräuterpräparates benötigten die Gläubigen früher nur etwas Geduld und Vertrauen zur hl. Afra. Bevor man nämlich im Jahr 1900 den alten Afraturm in Augsburg abriß, wurden dort Kräuter zum Trocknen ausgelegt. Diese sollen dann Schutz vor Ungeziefer und anderen Plagen geboten haben. Wie und warum dieser Brauch entstanden ist, bleibt unklar. Ein Grund könnte die Nähe zum Grab des hl. Ulrich sein. Er ist wie die hl. Afra ebenfalls Schutzpatron der Diözese Augsburg und wird bekanntermaßen gegen Ungeziefer („Ratten- und Mäusepatron“) angerufen.

An die Wirkkraft der Afra-Kräuter erinnern heute noch die Apotheker. So trägt ein Präparat zur Unterstützung der Magenfunktionen mittlerweile den Namen der Märtyrerin: das Afra-Elixier. Vor der Änderung der Arzneimittelgesetzgebung hieß das Produkt aus Fenchel, Enzian und anderen Pflanzen sogar „Afra Wunder-Bal-

sam“. Das Wort „Wunder“ darf aber seither bei Heilmitteln nicht mehr verwendet werden. Das Afra-Elixier ist erhältlich in der Hofapotheke St. Afra am Augsburger Dom, wo auch Afra-Kräuterbonbons oder eine Afra-Ringelblumen-Salbe angeboten werden.

Die hl. Afra (Gedenktag 7. August) gilt nicht nur als die Patronin der Heilkräuter, sie ist auch die Schutzpatronin der Diözese Augsburg. Viele Legenden ranken sich um ihr Leben. Die bekannteste besagt, dass Afra (die Afrikanerin) auf Zypern geboren wurde und über Rom schließlich nach Augsburg gekommen sei. „Ihre heidnische Mutter namens Hilaria gab ihr keine andere Unterweisung, als wie sie ihren Leib zierlich putzen und ihre körperlichen Reize erhöhen sollte, um Jünglingen zu gefallen“ (Werfer/Steck/Lander 1858). Als der Bischof Narcissus von Gerona um das Jahr 304 nach Augsburg kam, wütete dort gerade die schreckliche Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian. Der Bischof musste sich verstecken und fand Zuflucht bei Afra, nicht ahnend, dass er sich in einem Freudenhaus befand. Er verbrachte dort dennoch die ganze Nacht mit Gebet und Lobgesängen, und der Raum wurde erfüllt von einem wunderbaren Licht. Das junge Mädchen war so beeindruckt vom gottesfürchtigen Leben des Bischofs, dass es auf die Knie fiel, sich bekehrte und den Bischof um

die Taufe bat. Ihr war allerdings kein langes Leben gegönnt: Ihre enttäuschten Freier zeigten sie als Christin an, und sie wurde noch im selben Jahr eingekerkert und verurteilt. Die hl. Afra musste auf einer Lechinsel an einen Baumstamm gebunden den Feuertod sterben. Der Legende nach soll sie der Rauch erstickt haben, da ihr Leib von den Flammen unversehrt blieb. Wallfahrten zu Ehren der hl. Afra sind seit dem Jahr 565 bekundet. An der Stelle der Wallfahrtsstätte, einer Kapelle, steht seit 1012 das Benediktinerstift St. Ulrich und Afra zu Augsburg. Im Jahr 1064 wurde Afra heiliggesprochen.

Übrigens: Weil der Gedenktag der hl. Afra am Ende des Sommers liegt und sich die Gärtner und Bauern zu dieser Zeit allmählich Gedanken über die bevorstehende Ernte machen, gibt es zu diesem Tag auch einige Bauernregeln: „An St. Afra Regen ist für den Bauern ungelegen“ oder „An St. Afra Regen fällt, den Bauern es noch lange quält“.

Der hl. Antonius und die Gefäßverengungen

Simplify your Life! Unter diesem Motto sind Ratgeber für ein glückliches und einfaches Leben in unserer heutigen Konsumgesellschaft mittlerweile sehr in Mode gekommen. Die Devise, geistige und seelische Erfüllung durch Verzicht zu erlangen, ist aber nicht neu. Schon vor vielen hundert Jahren

hat der hl. Antonius sein Leben dadurch bereichert, indem er es vereinfachte: Er war ein junger Mann, der weltlichen Reichtum verschenkte und unter bescheidensten Bedingungen 85 Jahre lang die Lehre Jesu Christi lebte und predigte.

Der Einsiedler Antonius (Gedenktag 17. Januar), der auch „der Große“ genannt wird, wurde im Jahr 251 in Mittelägypten als Sohn christlicher und sehr wohlhabender Eltern geboren. Er war gerade 20 Jahre alt, als seine Eltern starben. Antonius verschenkte sodann sein Erbe und lebte asketisch und zurückgezogen am Rand der libyschen Wüste. Allerdings wurde er – gegen seinen Willen – rasch weit über seine Einsiedelei hinaus bekannt. Einen Großteil seiner Zeit widmete er sich zahllosen Ratsuchenden und lebte als Bauer und Lehrer für viele Jünger, die sich ihm im Laufe seines langen Lebens anschlossen. Er verließ nur wenige Male die Einöde, um gegen Christenverfolgungen zu kämpfen, und es ist sogar ein Briefwechsel mit Kaiser Konstantin bezeugt. Der hl. Mönchsvater Antonius starb hochverehrt im Jahr 356 im Alter von 105 Jahren. Im Mittelalter wurden seine Gebeine nach Arles in Frankreich übersetzt, von wo aus sich die Beliebtheit des Heiligen in Europa ausbreitete.

Seine volkstümliche Verehrung wurde vor allem durch die Antoniusbrüder gefördert. Diese Lai-

enbruderschaft wurde im Jahr 1059 von einem französischen Edelmann aus Dankbarkeit für die Heilung seines Sohnes vom sogenannten Antoniusfeuer (Morbus sacer) gegründet. Zwischenzeitlich unterhielten die Antoniusbrüder fast 400 Spitäler in ganz Europa, wo sie vom Antoniusfeuer befallene Menschen sowie Haut- und Geschlechtskranke pflegten. Der Orden existierte (seit 1777 mit den Maltesern vereinigt) bis zur Säkularisation im Jahr 1803.

Im Mittelalter wurde das rosarote Kraut des Schmalblättrigen Weidenröschens (*Epilobium angustifolium*), im Volksmund auch als Feuerbrand oder Feuerkraut bezeichnet, dem hl. Antonius gewidmet. Es sollte gegen das Antoniusfeuer, das sowohl Mensch und Tier befiel, helfen. Diese schlimme Krankheit entsteht durch das Essen von Brot, das mit Mutterkorn versetzt ist. Das Mutterkorn bildet sich durch einen Pilz (*Ascomycetes*), der vor allem Roggen befällt. Die Krankheit beginnt in den Gliedern und breitet sich im ganzen Körper aus. Es entstehen solche Schmerzen, als würde man tatsächlich verbrennen. Die Krankheit führt durch Gefäßverengungen zum Absterben von Gliedmaßen und schließlich zum Tod. Vor allem im 16. Jahrhundert breitete sie sich in Mittel- und Südeuropa aus, wo sich die Menschen hauptsächlich von Roggenbrot (auch

Teufelsbrot genannt) ernährten. Vielleicht ist das auch der Grund dafür, warum dem hl. Antonius zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert die meiste Verehrung entgegengebracht wurde.

Dem hl. Antonius schrieb man die Macht über die nach ihm benannte Krankheit zu. Einerseits, weil er ohnehin als Schutzpatron aller Erkrankten verehrt wurde, andererseits auch, weil er in der Wüste den halluzinatorischen Verführungen des Teufels widerstand, denn auch das Antoniusfeuer löst Halluzinationen aus. Bis ins 15. Jahrhundert wurden an seinem Gedenktag auch Wasser und Wein geweiht, die man den Kranken reichte, die an dieser Krankheit litten. Auch gegen die Pest und andere epidemische Krankheiten wurde er angerufen. Daraus leitete sich später auch sein Patronat gegen allerlei Viehkrankheiten ab. Häufig wird er deshalb nicht nur mit seinem T-förmigen Stab, dem Antoniusstab dargestellt, sondern oft auch mit Schweinen.

Übrigens: Früher wurde am Antoniustag auch Brot gesegnet, das als heilkräftig für Mensch und Tier galt und nicht schimmeln sollte. Heute erinnert an diesen Brauch noch die Aufschrift „St. Antonius-Brot für die Armen“ auf manchen Opferstöcken in katholischen Kirchen.



Kräuterlegenden aus dem Leben der Heiligen

Von Kräuterexperten und Kräutergeschichten

Eine Legende (lat. *Legendum*, zu Lesendes) ist eigentlich eine Geschichte zum Lesen oder Vorlesen. Manchmal spricht man auch von einer Sage oder einem Mythos. Solche Geschichten wurden über Generationen hinweg von den Eltern an ihre Kinder weitergegeben. Bei den christlichen Heiligenlegenden stand aber nicht der Unterhaltungswert im Vordergrund. Vielmehr dienten die Heiligenerzählungen der geistigen Erbauung, der moralischen Erziehung und der religiösen Orientierung. In zahlreichen solcher Geschichten aus dem Leben der Heiligen spielen auch Kräuter eine wichtige Rolle.

Über die hl. Rosa von Lima (Isabella Flores, Gedenktag 23. August) wird beispielsweise folgende Geschichte berichtet: Wenn sie am frühen Morgen die Türe öffnete, lud sie alle Kräuter, Blumen und Gewächse ein, Gott mit ihr zu loben. Und sogleich durchzog den ganzen Garten ein wunderbar liebliches Säuseln, und man hörte ge-

heimnisvolle Töne. Sogar die Wipfel der Bäume neigten sich zur Erde, die Vögel begannen wunderbarlich zu singen, und die Blumen streckten die duftenden Kelche in die Höhe.

Über die hl. Martha von Bethanien (Gedenktag 29. Juli) erzählt die mittelalterliche *Legenda Aurea*, dass sie in ihrem Garten eine Christusstatue erbauen ließ. Die Kräuter, die unter dem Standbild wuchsen, waren zunächst recht kraftlos und dürr. Sobald sie aber emporwuchsen und das Bildnis berührten, wurden sie so heilsam, dass viele kranke Menschen davon gesund wurden.

Freilich, für die Heilkraft der Kräuter konnte die hl. Martha nur recht wenig. Und auch die therapeutische Wirkung der Kräuter war ihr wohl im Detail nicht bekannt. Es gab aber unter den Heiligen auch einige echte Kräuterkenner: Fromme Frauen und Männer, die sich bestens mit unseren Heil- und Würzpflanzen auskannten. Klosteranlagen versorgten nicht nur die Klosterküchen, sondern vor allem auch die Klosterapotheken mit nützlichen Kräutern, denn die Krankenpflege war eine der höchsten Aufgaben des Benediktinerordens.

Die Festtage der Heiligen waren früher den Menschen auf dem Land auch wichtige Orientierungen im Jahreskreis. In einer Zeit, als sich noch nicht jeder Landwirt auf die Wettervor-

hersage verlassen konnte und noch nicht jeder Gärtner einen digitalen Terminkalender besaß, orientierten sich die Menschen maßgeblich an den Gedenktagen der Heiligen. So wussten die Bauern und Gärtner bereits vor Jahrhunderten, wann im Frühling die Kräuter zu säen sind und das Vieh auf die Weide zu führen ist. Nämlich am Gedenktag der hl. Gertrud (Gedenktag 17. März), der Schutzpatronin der Gärtner und der Gartenfrüchte. In alten Sprüchen heißt es: „Gertraud – Sä’s Kraut“ oder „Gertrud führt die Kuh ins Kraut“. In einigen Gegenden wurde der Gertrudentag sogar mit einem großen Umzug gefeiert. Und geendet hat das Gärtnerjahr spätestens vor dem ersten Schneefall. Eine alte Bauernregel datiert hier den Gedenktag der hl. Ursula (21. Oktober): „Urschl tuas Kraut rei, sonst schneibst drei“.

Im Leben oder in der Legende vieler Heiliger spielt oft ein ganz bestimmtes Kraut eine wichtige Rolle. Teilweise leitet sich sogar der Namen des Krautes vom Heiligen ab, wie beispielsweise bei der Margerite (nach der hl. Margareta von Antiochia). Manchmal werden die Kräuter aber auch nach den Heiligen benannt, weil die jeweilige Pflanze zur Heilung von Krankheiten verwendet wird, bei denen auch ein bestimmter Heiliger als Patron angerufen wird, so etwa beim Antoniuskraut. Manchmal ist es aber auch nur das Datum

des Gedenktages. So wird beispielsweise die Winterkresse (*Barbarea vulgaris*) im Volksmund auch Barbarakraut genannt, weil man die Pflanze bis zum Gedenktag der hl. Barbara am 4. Dezember ernten und als Salat oder Gemüse essen kann.

Es gibt aber auch eine Pflanze, die sozusagen allen Heiligen gewidmet ist: Das Heiligenkraut (*Santolina chamaecyparissus*). Wegen des intensiven Geruchs des immergrünen Halbstrauchs war es von alters her eine beliebte Pflanze in Duft- und Kräutergärten. Der wissenschaftliche Name *Santolina* könnte vom italienischen *santo* (heilig) stammen, die Heilwirkung der Pflanze war aber schon im Altertum bekannt. Sie wirkt entzündungshemmend und hat zudem auf Insekten eine abwehrende Wirkung. Neben dem grau- bis silberblättrigen gibt es auch das grünblättrige Heiligenkraut (*Santolina virens*), das nach Oliven duftet und insbesondere in der Küche verwendet wird. Es gibt aber noch eine Reihe weiterer Pflanzen, die als Heiligenkraut bezeichnet werden, wie etwa der Ysop (*Hyssopus officinalis*) oder der Salbei (*Salvia*). Und auch bereits die Römer hatten ein heiliges Kraut, das Eisenkraut (*Verbena officinalis*). So schrieb der römische Geschichtsschreiber Plinius der Ältere (23–79 n. Chr.) über das Eisenkraut in seiner *Naturalis historia*: „Kein Kraut hat bei den Römern mehr Ansehen als das

heilige Kraut, bei uns Verbenaca genannt“. Auch im Mittelalter galt das Eisenkraut als heilkräftige Pflanze. Der Mönch Odo Magdunensis schrieb in seinem *Macer floridus* über die Wirkung des Krautes, dass es gegen eine Vielzahl an Krankheiten, wie Gelbsucht oder Wunden der Mundhöhle, helfe. Neue naturheilkundliche Studien zeigen übrigens, dass das Eisenkraut tatsächlich gegen Rheuma und Grippeviren wahre Wunder bewirken kann!

Etwas überraschend ist für viele, dass auch der Tabak als heiliges Kraut (*erba santa*) und als Heilig-Kreuz-Kraut (*erba di Santa Croce*) bezeichnet wurde. Als Papst Pius IV. (1559–1565) die Samen dieser Pflanze als Geschenk erhielt, gab er sie den Zisterziensern, die sie in ihren Kräutergärten zunächst als Heilpflanze anbauten. Erst später erzeugten sie aus den getrockneten Blättern ein Pulver: den Schnupftabak. Ab dem Jahr 1590 wurde dann das Pfeiferauchen so populär, dass sogar ein Rauchverbot in Kirchen ausgesprochen werden musste. Papst Urban VIII. erließ im Jahr 1642 schließlich eine Bulle, die sich gegen zahlreiche Missbräuche in spanischen Gotteshäusern wandte, weil „sogar Priester (...) während der Feier der hochheiligen Messe sich nicht scheuen, den Tabak mit dem Munde oder mittels der Nase zu sich zu nehmen“. Der Papst drohte sogar als höchst-

mögliche Strafe mit der Exkommunikation, und im Jahr 1692 wurden in Spanien fünf Mönche eingemauert, weil sie sich bei religiösen Zeremonien wiederholt nicht an das päpstliche Rauchverbot gehalten hatten. Dennoch blieb der Tabakgenuss recht beliebt, denn man sah in seinem mäßigen Gebrauch ein gesundheitsförderndes Mittel. Tabaksud wurde gegen Schmerzen, Gicht, Koliken, Schwerhörigkeit und Zahnschmerzen getrunken. Mehr noch: Im Jahr 1614 schrieb der Pest-Arzt William Barkley: „Mäßig angewendet gibt es in der ganzen Welt kein dem Tabak vergleichbares Medikament, alles am Tabak ist heilsam“ (Nersinger 2008). Doch als die Häuser immer mehr vom Tabakrauch durchzogen und die Straßen von den schleimigen Auswürfen der Tabakkauer überzogen wurden, nahm allmählich der Verdruss zu und das Rauchen und Schnupfen in der Öffentlichkeit ab. Wer heutzutage ebenfalls dem Rauchen abschwören will, der kann sich an die hl. Thekla (Gedenktag 23. September) wenden. Ihre Reliquien und ein Gebet sollen bei Problemen mit dem blauen Dunst helfen. In Guatemala wird allerdings ein Heiliger verehrt, den alle als Raucher kennen: San Simón (Gedenktag Mittwoch in der Karwoche), im Volksmund nur Maximón genannt. Dieser Spitzname soll aus den Wörtern „max“ (Tabak) und „Simon“ entstanden

sein, weil Tabak zu den häufigsten Opfergaben gehört, die dem Heiligen dargebracht werden. Nicht selten wird der Figur des Heiligen sogar von den Gläubigen eine brennende Zigarette in den Mund gesteckt!

Die Amputationskräuter der hl. Notburga

In der Volksmedizin und der Pflanzenheilkunde (Phytotherapie) werden Kräuter meist vorbeugend, schmerzlindernd oder zur Beruhigung eingesetzt. Bei schweren Erkrankungen, die gar einen chirurgischen Eingriff erfordern, reicht die Heilkraft der Kräuter meist nicht aus. Eine Ausnahme ist hier die Legende um die hl. Notburga:

Die Kräuterlegenden um eine fromme Frau namens Notburga (Gedenktag 13. September, vor der Kalenderreform 14. September) kreisen rund um die sogenannte Notburga-Höhle bei der Burg Hornberg am Neckar. Dort war Notburga von Hochhausen eine Einsiedlerin im 7. Jahrhundert. Ihr Name bedeutet soviel wie „Schützerin in der Not“. Der Legende nach war sie die Tochter eines Königs, einige Quellen sprechen gar von Dagobert I. Dieser wollte Notburga gegen ihren Willen verheiraten. Sie weigerte sich jedoch und floh in eine Höhle, um sich als Eremitin nur noch Christus zu widmen. Allerdings wurde ihr Versteck vom

Vater entdeckt, der sie mit Gewalt aus der Höhle zerrte und ihr dabei den linken Arm abbriss. Eine Schlange brachte ihr aber heilende Kräuter. In einigen Legenden sollen die Kräuter zur Linderung der Schmerzen gedient haben, nach anderen Berichten sei der Arm durch die Heilkräuter gar wieder angewachsen. Jedenfalls wird sie meist mit abgetrenntem Arm und einer Schlange, die ihr die Heilkräuter reicht, dargestellt.

Als Notburga, die in der Umgebung bereits als Heilige verehrt wurde, starb, sollen Engel gesehen worden sein, die ihre Seele gen Himmel trugen. Auch sollen die himmlischen Boten den Leichnam im Winter mit blühenden Rosen geschmückt und die Kirchenglocken in der Umgebung zum Läuten gebracht haben. Und als Bischof Reinhard von Worms im Jahr 1517 Notburgas Grab öffnen ließ, fand man ihren Körper sogar noch unverwest.

Notburga hat durch ihr Leben und Wirken das Christentum im frühen Mittelalter verbreitet. Sie wurde zur Märtyrerin und ihr Versteck zum Pilgerziel. Ihr Grabmal in der Kirche von Hochhausen war bereits im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort (bezeugt durch die Synode von Speyer im Jahr 1496). Über die badischen Grenzen hinaus wurde Notburga aber erst ab 1816 bekannt, nachdem die Gebrüder Grimm das Leben

der Heiligen in ihre Sammlung aufgenommen hatten. Auf ihrem Grabstein in der Dorfkirche ist sie ohne linken Arm und mit einer Schlange, die ihr heilende Kräuter reicht, abgebildet. Noch heute wird sie als Ortsheilige von Hochhausen verehrt, wenngleich sie nie als Heilige vom Papst bestätigt wurde.

Ein echter Öko-Typ: der hl. Franz von Assisi

Er war ein richtiger Aussteiger! Franz von Assisi (Gedenktag 4. Oktober) kam aus reichem Elternhaus, nahm an Kriegen teil und führte als junger Mann ein geselliges und fröhliches Leben im Kreise seiner Freunde – bis ihn Krankheit und Gefangenschaft zum Nachdenken brachten. Nach seiner Bekehrung und dem damit unausweichlichen Bruch mit seinem Vater (der für ihn eine ganz andere Karriere vorgesehen hatte) veränderte sich aber sein Leben radikal: Er gab sein Hab und Gut seinen Eltern zurück, erbetelte Kleidung und Nahrung, schlief in Höhlen oder im Wald und baute verfallene Kapellen wieder auf. Franz nahm die Anweisung Christi bei der Aussendung seiner Jünger wörtlich: „Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und

kein zweites Hemd“ (Lk 9,34). Seine Frömmigkeit spiegelte sich im Verzicht und in der Armut wider. Zwar erntete der Kaufmannssohn mit seiner neuen Lebensweise zunächst nur Spott und Hohn. Sogar die Straßenjungen warfen Steine nach ihm und bespuckten ihn. Bald aber merkten die Menschen, wie ernst es Franz war. Er sprach zu ihnen in einfachen Worten vom Evangelium, von der Liebe Gottes und von der Nachfolge Christi. So gesellten sich nach und nach immer mehr Gefährten um ihn, gleichwohl Franz nie einen Orden gründen wollte. Im Jahr 1210 bestätigte schließlich Papst Innozenz III. mündlich den Orden der „Minderbrüder“, der sogenannten Franziskaner, woraus später sehr viele franziskanische Ordensgemeinschaften für Männer und Frauen entstanden sind.

Ein Jahr vor seinem Tod, im Herbst des Jahres 1225, als Franziskus bereits krank darniederlag, dichtete er ein Gebet, das Gott für die Schönheit der Schöpfung dankt. In diesem Lobpreis, besser bekannt als der Sonnengesang, dankt Franziskus auch für die Kräuter (siehe S. 30).

Sowohl zu Pflanzen als auch zu Tieren hatte der hl. Franz von Assisi eine sehr enge Beziehung. Er betonte stets, dass Gott den Menschen die Erde anvertraut habe und dass diese die Schöpfung deshalb hüten und pflegen müssten. Auch

geben unzählige Legenden ein beredtes Zeugnis davon, wie wichtig Pflanzen im Leben des Heiligen waren. So soll er sich einmal in ein stachliges Gebüsch geworfen haben, um den irdischen Versuchungen zu entsagen. Um ihn aber nicht zu verletzen, verlor die Pflanze jedoch sogleich all ihre Stacheln. Die Geschichte vom dornlosen Rosenstrauch wird übrigens auch vom hl. Benedikt von Nursia berichtet (daher Wanderlegende genannt), allerdings ist die Erzählung über den hl. Franz als Gemälde in der Portiuncula-Kapelle zu Assisi dargestellt. Eine andere Geschichte berichtet davon, dass einige Zeitgenossen des hl. Franz an seiner platonischen und keuschen Liebe zur hl. Klara zweifelten. Um dieses Gerücht zu widerlegen, schlug der hl. Franz an einem kalten Wintertag vor, sich nicht mehr mit der hl. Klara zu treffen, bis die Rosen wieder blühten. Kaum ausgesprochen standen im ganzen Garten die Rosensträucher in voller Blüte!

Der hl. Franz von Assisi starb, gezeichnet von Stigmata, Wassersucht und vielen anderen Krankheiten, glücklich und dankbar am Abend des 3. Oktober 1226. Schon zwei Jahre nach seinem Tod wurde er heiliggesprochen. Er wird heute auch als Patron der Umweltschützer verehrt. Der Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung ist einer der franziskanischen Grundsätze.

Aus dem Leben des hl. Franziskus, vor allem aber auch aus der Zeit nach seinem Tod sind zahlreiche Wunder überliefert. Eines davon trug sich beim Kräutersammeln nahe der italienischen Stadt Celano zu: Als einige Bauern des Ortes zur Kräuterlese aufs Feld gingen, kamen sie an einem alten Brunnen vorbei, dessen Rand von wuchernden Kräutern ganz zugewachsen war. Weil der Brunnen so verdeckt war, stürzte ein Junge in den tiefen Schacht. Noch während er fiel, flehte er voll Glauben und Vertrauen den hl. Franziskus um Hilfe an. Die anderen Bauern eilten klagend zum Dorf zurück und erzählten, was geschehen war. Als sie mit einer großen Volksmenge zum Kräuterfeld zurückkehrten, stieg ein Mann an einem Seil in den Brunnen hinab. Der sah nun, dass der Junge auf der Wasseroberfläche saß und auch keinerlei Schaden erlitten hatte! Nachdem er den Jungen aus dem Brunnen herausgezogen hatte, berichtete dieser: „Als ich plötzlich in den Brunnen fiel, rief ich den seligen Franziskus um Hilfe an. Sogleich stand er mir zur Seite, reichte mir die Hand, hielt sie sanft fest und ließ sie nicht mehr los, bis ihr mich aus dem Brunnen befreit habt.“

Warum der hl. Josef bei Blutungen hilft

Jerusalem. Einige Jahre vor Christi Geburt. Ein paar ältere Männer, allesamt Witwer, stehen um einen Altar. Sie sprechen über ein zwölfjähriges Mädchen namens Maria. Diese hat ein Gelübde abgelegt. Sie will ein jungfräuliches Leben zur Ehre Gottes führen. Einer der älteren Männer soll sie deshalb zur Frau nehmen und für sie sorgen. Aber wer? Die Männer beschließen, diese Entscheidung dem Willen Gottes zu überlassen. Sie legen ihre Stäbe auf den Altar. Und plötzlich: Einer der Stäbe beginnt zu blühen! Eine Lilie sprießt aus ihm hervor! Der Stab gehört einem Zimmermann. Sein Name ist Josef.

Diese schöne Legende berichtet, wie der hl. Josef zum Bräutigam Marias wurde. Die Evangelien erzählen über sein Leben aber nur recht wenig. Er stammte aus dem Geschlecht Davids (Mt 1,1–16; Lk 2,4; 3,23) und war der Nährvater Jesu. An entscheidenden Wenden seines Lebens erfuhr er im Traum Gottes Weisungen, die er treu befolgte. Er ist unter anderem Schutzpatron der Kirche, der Arbeiter und der Eheleute und wird bei Wohnungsnot, Versuchungen und für einen guten Tod angerufen. Bis zum Jahr 1968 war sein Gedenktag (19. März) in Bayern sogar ein staatlicher Feiertag.

Als Maria- und Josefsblümchen wird noch heute um Landau in der Pfalz die Gewöhnliche Kreuzblume (*Polygala vulgaris*) bezeichnet. Der volkstümliche Name geht vermutlich auf die verschiedenen Blütenfarben (blau und rot bzw. weiß) der Pflanze zurück. Früher glaubte man übrigens, dass Kühe, die die Kreuzblume fressen, mehr Milch geben.

Seit dem Mittelalter gelten die weißen Lilien (*Lilium candidum*) als Symbol der Reinheit und der Keuschheit. Weil der hl. Josef mit Maria eine jungfräuliche Ehe (auch Josefshe genannt) führte, wird er in der Ikonographie häufig mit einer Lilie (an einem Stab) dargestellt. Die Pflanze wurde früher auch Keuschblume oder Josefsilie genannt und in der Volksmedizin gegen Rotlauf und Hautverbrennungen angewendet. Ihr Öl soll auch gegen Verbrennungen helfen.

Im Mittelalter war die Lilie auch das Symbol der Jungfrau Maria und des hl. Antonius von Padua. Sie wurde vor allem in den Klostergärten von den Mönchen angebaut. In der Benediktinerabtei Corvey (Nordrhein-Westfalen) soll sie den Brüdern sogar den Tod angekündigt haben: Drei Tage, bevor ein Bruder das Zeitliche segnete, lag auf dessen Chorstuhl eine weiße Lilie! Geschichten um eine solche Todeslinie gibt es übrigens auch in anderen Klöstern, wie beispielsweise in Hildesheim oder Breslau.

In Frankreich nennt man die Schafgarbe (*Archillea millefolium*) *herbe de St. Joseph* (St. Josefs-Kraut), weil der Legende nach der kleine Jesus seinem Vater dieses Kraut brachte, als der hl. Josef sich bei Zimmermannsarbeiten schwer verletzte. Die Wunde hörte sofort zu bluten auf, nachdem die Pflanze die Verletzung berührte. Und noch heute kann man an der Pflanze die rötlichen Zungenblüten erkennen! Die blutstillende Wirkung der Schafgarbe bei inneren und äußeren Verwundungen wurde übrigens nicht nur in Kriegen (daher auch Soldatenkraut genannt) genutzt. Auch von Handwerkern war die Pflanze bei Verletzungen geschätzt. Und weil der hl. Josef selbst Zimmermann war, wurde die Schafgarbe deshalb auch Zimmermannskraut genannt und dem hl. Josef gewidmet.

Auch der Ysop (*Hyssopus officinalis*) wird im Volksmund als Josefskraut bezeichnet. Einer Legende nach hat Jesus diese Pflanze sogar mit eigener Hand gepflanzt. Der Name Ysop soll aus dem Arabischen stammen und soviel wie Heiliges Kraut bedeuten. Die Würz- und Heilpflanze wird schon im Alten Testament erwähnt: „Entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein“ (Ps 51,9). Der Ysop wurde früher zur Tempelreinigung benutzt, später aromatisierten die Benediktiner ihren Wein mit dem Halbstrauchgewächs. Seit dem

Mittelalter fand die Pflanze jedenfalls Eingang in die deutschen Klostergärten. Ihre filzigen und dichtblättrigen Stängel eignen sich aber auch sehr gut als Sprengwedel, zudem hält sich der herb-bittere Duft der Blätter jahrelang. In einigen Gegenden des Allgäus wird noch heute der Ysop als Josefle bezeichnet. In vielen anderen Regionen bezeichnet man als Josefle aber das Bohnenkraut (*Satureja hortensis*), das schon im Mittelalter ein beliebtes und häufig verwendetes Gewürz war.

Wie der hl. Patrick die Dreifaltigkeit erklärte

Eine für alle Menschen verständliche Erklärung der heiligen Dreifaltigkeit zu finden, hat schon viele große Kirchenväter vor einige Herausforderungen gestellt. Der hl. Patrick, der Schutzpatron der „grünen Insel“ Irland, hat für seine Deutung der Einheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist nur ein sehr kleines Kraut gebraucht. Der Legende nach erklärte nämlich der hl. Patrick den Heiden anhand eines dreiblättrigen Kleeblattes das Geheimnis der Dreifaltigkeit. Von seinen Anhängern wurde der dreiblättrige Klee deshalb später als Zeichen seiner Verehrung getragen. Nach einer anderen Geschichte leitet sich das Symbol vom Kreuzstab des Heili-

gen mit seinem kleeblattartigen oberen Ende ab, den der hl. Patrick einer Schlange in den Rachen stieß. Bis heute gibt es in Irland übrigens keine gefährlichen Reptilien. Der Legende nach habe der hl. Patrick nämlich die Insel von diesen giftigen Tieren befreit. Möglicherweise steht das Bild der Schlangenvertreibung aber auch symbolisch für die Verbannung heidnischer Bräuche von der Insel.

Im Mittelalter wurde der dreiblättrige Klee als Heilpflanze der Gottesmutter Maria zugeordnet. Da er wegen seines frischen Grüns häufig auf Gräbern gepflanzt wurde, galt er auch als Symbol für das Leben nach der Auferstehung oder für den Abschied.

Neben dem dreiblättrigen Klee gibt es auch das Vierblatt. In der christlichen Symbolik repräsentiert es das Kreuz und die vier Evangelien. Von alters her gilt es aber auch als Glückszeichen. Dies ist wohl nicht nur auf seine Seltenheit zurückzuführen, sondern auch auf den kräftigen und vitalen Wuchs der Pflanze. Der Legende nach hat Eva sogar bei der Vertreibung aus dem Paradies ein vierblättriges Kleeblatt mitgenommen, um sich ein Stück des Paradieses zu erhalten. Echte vierblättrige Kleeblätter werden meist im Weiß-Klee (*Trifolium repens*) gefunden, allerdings nur sehr selten: Sammler berichten von einer Quote

von etwa 1:10.000! Der Glücksklee (*Oxalis tetraphylla*), den man heute gelegentlich im Handel findet, gehört zur Gattung des Sauerklees (*Oxalis*) und ist botanisch gesehen kein echter Klee.

Die weitverbreitete Redewendung „Jemanden über den grünen Klee loben“ bedeutete wohl ursprünglich, dass dem Gelobten eine große Lebenskraft (wie die Frische des grünen Klees) zugeschrieben wird. In der Liebeslyrik des Mittelalters war der grüne Klee nämlich der Inbegriff des Vitalen. Bereits im Grimmschen Märchen von den vier kunstreichen Brüdern heißt es: „Ich muss euch über den grünen Klee loben, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtschaffenes gelernt“. Weil man den Klee aber auch auf den Gräbern pflanzte, könnte die Redewendung auch bedeuten, dass man über den Gelobten wie über einen Verstorbenen spricht, was ja meist immer etwas besser ausfällt, als wenn man über Lebende redet.

Übrigens: In Irland gibt es noch einen zweiten Heiligen, der nach dem hl. Patrick als einer der bekanntesten Bischöfe der Insel in die Geschichte einging: der hl. Finan (auch Finnian, Gedenktag 17. Februar). Er verdankt den Jüngern des hl. Patrick seinen Glauben und war so streng gegen sich selbst, dass er zu seinem Brot nur Kräuter aß.

Das Kräuterwissen der Hildegard von Bingen

Manchen traut man's einfach zu! Ja, bei manchen kann es doch gar nicht anders sein! Der Nobelpreisträger Albert Einstein hat sicherlich beim ersten Anlauf das Abitur geschafft. Unsere Radsport-Profis lassen sich natürlich nicht dopen. Und alle Ärzte im Krankenhaus haben freilich einen Dokortitel. Manchmal ist es aber anders, als man zunächst glauben mag. So auch bei der Hildegard von Bingen. Sie ist die wohl bekannteste Kräuterheilige. Der bereits im 13. Jahrhundert eingeleitete Prozess der Heiligsprechung kam bislang aber zu keinem Abschluss. Dennoch steht sie seit Beginn des 15. Jahrhunderts als Heilige in den kirchlichen Kalendarien und Martyrologien.

Die Äbtissin Hildegard von Bingen (Gedenktag 17. September) hinterließ neben zahlreichen theologischen Werken auch Briefwechsel mit berühmten kirchlichen Würdenträgern. Heute ist sie allerdings besonders als mittelalterliche Kräuterexpertin bekannt. Ihr verdanken wir eine große Sammlung gesundheitsfördernder Weisheiten und Anwendungen zur Pflanzenheilkunde, wie etwa Bäder oder Wickel. Sie verband Medizin, Theologie und Moral, um Leib und Seele zu heilen, verfolgte also einen ganzheitlichen Ansatz

(seelisches und körperliches Wohlbefinden). Zu den medizinischen Hauptwerken der Äbtissin zählt die *Physica*, worin sie rund 200 Heilpflanzen beschreibt und Rezepte für Pulver, Tees, Salben oder Tinkturen empfiehlt.

Zu Hildegards Lebzeiten (1098–1179) gab es noch keine wissenschaftlich-medizinische Ausbildung. Eine Aufgabe der Klöster war es deshalb, im klostereigenen Spital die Kranken zu versorgen und Heilpflanzen in den Klostergärten anzubauen. Das Wissen um die Wirkweise der Heilpflanzen war ja bereits von Griechen, Römern und Arabern erforscht, drohte aber in Vergessenheit zu geraten. Das Verdienst der Äbtissin war es daher, dass sie das Wissen aus der griechisch-römischen Medizin mit der Volksmedizin zusammenführte und erstmals deutsche Namen für die Pflanzen verwendete.

Im Jahr 1150 verfasst Hildegard das Buch *Causae et Curae* (Ursachen und Behandlungen), in dem sie sich mit der Entstehung verschiedener Krankheiten beschäftigt. In dem Folgewerk *Über das innere Wesen der Kreaturen und Pflanzen* geht sie noch intensiver auf zahlreiche Kräuter ein. Dies brachte ihr nicht nur den Ruf als erste Ärztin Deutschlands ein, sondern auch bis heute die Berühmtheit als Kräuterexpertin. Entsprechend gibt es in vielen Naturkostläden von Tee

über Nervenkekse bis Zahncreme zahlreiche Produkte, die nach überlieferten Rezepten der Klosterfrau hergestellt werden. Zu den Kräutern, die Hildegard von Bingen in ihren Schriften besonders empfahl, gehören beispielsweise Alanat (Inula), Brennnessel (Urtica), Tausendgüldenkraut (Centaureum), Ysop (Hyssopus officinalis), Lavendel (Lavandula angustifolia) oder die Mariendistel (Silybum marianum). Und noch heute werden Galgant (Alpinia officinarum), Bertram (Anacyclus pyrethrum) oder Quendel (wilder Thymian, Thymus serpyllum) in Naturkostläden oft als „Hildegard-Kräuter“ vermarktet.

Bitterkräuter: ein Erfolgsrezept der Buße

Das Leben der Heiligen ist vielen Menschen zwar ein Vorbild, zur Nachahmung regt es indes aber nur die wenigsten an. Denn der Alltag vieler Heiliger war nicht nur durch großen Verzicht, bedingungslosen Gehorsam oder schwere Arbeit gekennzeichnet. Ihr vielfach ohnehin von schlimmer Armut geprägtes Leben beluden sie noch zusätzlich mit frommen Werken der Sühne.

Gerade die Wild- und Bitterkräuter waren den Heiligen oft ein angemessenes Mittel zur Entsagung und zur Buße. So lebte der hl. Kentigernus (Gedenktag 14. Januar) in der Fastenzeit nur von

Wurzeln und Kräutern, und auch der hl. Hilarion von Gaza (Gedenktag 21. Oktober) ernährte sich bis zu seinem 31. Lebensjahr ebenfalls nur von ungekochten Wurzeln und wilden Kräutern. Der hl. Dorotheus (Gedenktag 24. April) aß ausschließlich Brot und Kräuter, und der hl. Jakob von Nisibis (Gedenktag 15. Juli) nahm auch nur Wurzeln, Früchte und ungekochte Kräuter zu sich. Auch der hl. Gizelinus (Gedenktag 6. August) ernährte sich nur von Wurzeln und bitteren Kräutern, und der hl. Simeon Stylites der Ältere (Gedenktag 27. Juli) aß zur Buße sogar nur Kräuter.

Die Bedeutung der Bitterkräuter als Zeichen der demütigen Sühne begegnet uns auch bei den Marienerscheinungen in Lourdes. Dort ist die Gottesmutter 18mal zwischen dem 11. Februar und dem 16. Juli des Jahres 1858 der hl. Bernadette (Gedenktag 16. April) erschienen. Während der ersten sieben Erscheinungen machte Bernadette ein frohes und glückliches Gesicht, aber zwischen der achten und zwölften Erscheinung sah sie ernst und traurig aus und machte scheinbar unverständliche Dinge. So rutschte sie auf den Knien über den schmutzigen und feuchten Boden in der Grotte und aß von den bitteren Kräutern, die dort wuchsen. Die Menge sagte freilich: „Sie ist verrückt geworden!“ Die Gottesmutter persönlich forderte aber Bernadette dazu auf. So sprach sie

bei der neunten Erscheinung am 24. Februar 1858 zu dem 14jährigen Mädchen: „Trinke und wasche dich in der Quelle und iss von den Kräutern, die dort wachsen“. Diese zunächst merkwürdig wirkenden Gesten sind Handlungen der Reinigung. Die Grotte wird von den bitteren Kräutern gereinigt, weil sie einen unermesslichen Schatz verbirgt, den die hl. Bernadette zutage fördern muss!

Die Buße der Heiligen durch das Essen bitterer Kräuter ist demnach etwas anderes als eine bloße Selbstkasteiung religiöser Fanatiker. Die bitteren Kräuter sind ein Symbol der Unreinheit und der Sünde. Ihr Geschmack lässt sich nicht übertünchen oder ignorieren. Sie zergehen nicht auf der Zunge. Bereits im Alten Testament heißt es: „Deine bösen Taten sind schuld, dass es so bitter steht“ (Jer 4,18). Demnach steckt ein tieferer Grund im Verspeisen der Bitterkräuter. Der Geschmack der Bitterkeit ist ein aromatisches Zeichen der Sühne von Schuld für sich und für die Welt. Nachweislich ist deshalb das Essen bitterer Kräuter als Zeichen der Buße auch von der hl. Teresa von Avila (Gedenktag 15. Oktober), vom hl. Benedikt von Nursia (Gedenktag 11. Juli) oder vom hl. Johannes Discalceatus (Gedenktag 15. Dezember) bekannt.

Es gibt aber auch einige Heilige, für die bittere Kräuter sogar ein besonderer Luxus waren: Die

hl. Franziska von Rom (Gedenktag 9. März) aß beispielsweise nur an Festtagen zu ihrem Brot noch einige unschmackhafte Kräuter. Und den hl. Einsiedler Aphraates (Afrahat, Gedenktag 7. April) konnte man sogar erst im hohen Alter dazu bewegen, dass er seiner Nahrung, die ohnehin nur aus einem Stück Brot bestand, noch einige Kräuter hinzufügte.

Das Essen der Bitterkräuter erinnert uns auch an eine alte jüdische Tradition. Denn der Herr sprach zu Moses und Aaron, dass das ganze Volk Israel zur Passahfeier das Fleisch eines makellosen Lammes, ungesäuertes Brot und Bitterkräuter essen solle (Ex 12,8; Num 9,11), um sich an die Hilfe Gottes bei der Flucht aus Ägypten zu erinnern. Durch diesen bitteren Geschmack erinnert man sich sicherlich einfacher an die Mühsal der ägyptischen Gefangenschaft, als durch ein üppiges und wohlschmeckendes Festmahl! Das Bild des Lammes begegnet uns schließlich in der hl. Messe, wo es im Agnus Dei heißt: „Seht das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt“. Christus nimmt demnach durch seinen Opfertod alle Bitterkeit, vor allem alle Bitterkeit der Sünden, von uns. Oder, wie es in einem bekannten Kirchenlied heißt: „Lamm Gottes, das den bitteren Tod für unsere Sünden auf sich nahm“ (Gotteslob 848).

Als „Armesünderblume“ wurde in Schlesien früher die Wegwarte (*Cichorium intibus*) bezeichnet. Grund dafür ist eine alte Legende um diese bitter schmeckende Pflanze: Als Jesus an einem Haus dürstend um einen Schluck Wasser bat, wies ihn eine junge Frau ab. Sie habe keine Zeit und müsse sich auf ihren Liebsten vorbereiten. Da blickte Jesus schmerzvoll zum Himmel und ging weiter. Bald aber kam der Bräutigam des schönen Mädchens heim. Jedoch fand er seine Braut nicht. So viel er auch suchte, er sah nur eine schlanke, hartstenglige Blume, die ihn traurig mit blauen Blüten anblickte. Es war das stolze Mädchen, das nun als Pflanze am Weg warten muss, „bis der Herr der Welt einst wiederkommt“ (Fink-Henseler 1996).

Eine bitter schmeckende Pflanze, genauer gesagt deren Harz, hatten auch die wohl bekanntesten Heiligen im Gepäck. In der Bibel werden sie als Sterndeuter aus dem Osten (Mt 2,1) bezeichnet, bei Kinder und Erwachsenen sind sie besser als die Heiligen Drei Könige bekannt. Sie brachten dem Jesuskind neben Weihrauch und Gold auch Myrrhe (Mt 2,11). Der Name dieser Heilpflanze leitet sich vom semitischen Wort *murr* ab, das soviel wie „bitter“ bedeutet. Weil die Myrrhe antiseptisch, entzündungshemmend und fiebersenkend wirkt, wurde sie traditionell zur Heilung von Wunden, Entzündungen und Geschwüren

verwendet. Die symbolische Bedeutung der Myrrhe für die Christen geht aber weit über ein medizinisches Geburtstagsgeschenk hinaus: „Wir sollen Jesus die Myrrhe unserer Leiden bringen, all das Bittere und Leidvolle in unserem Leben, und dadurch empfindsam werden für das Bittere und Leidvolle im Leben anderer Menschen“ (Mussinghoff 2008). Die Myrrhe begegnet uns im Neuen Testament übrigens nicht nur bei Christi Geburt, sondern auch bei dessen Tod. So spendete Nikodemus bei der Grablegung Jesu eine Mischung aus Aloe und Myrrhe (Joh 19,39).

Bittere Kräuter haben demnach eine lange Tradition und eine sehr tiefe Bedeutung in der Frömmigkeit. Manchen Heiligen wurde das Bußetun durch die Speise bitterer Kräuter sogar schon in die Wiege gelegt. So etwa bei der hl. Maria Kreszentia (Anna) Höß (Gedenktag 5. April), deren Vater zur Verehrung des Leidens und Sterbens Jesu schon bittere Kräuter kaute oder unter seine kärgliche Mahlzeit mischte. Vielleicht auch nicht ganz zufällig bedeutet der Name der Büsserin Maria Magdalena übersetzt soviel wie „die Bittere“. Als Sünderin zeigte sie sich bußfertig, worauf ihr Jesus ihre Sünden vergab (Joh 7,36–50). Mehr noch: Durch die Reue ihrer sündigen Vergangenheit wurde ihr sogar die Gnade zuteil, dass sie dem auferstandenen Jesus als erste begegnete

durfte. Vielen Bauern und Gärtnern ist die hl. Maria Magdalena (Gedenktag 22. Juli) indes durch zahlreiche Bauernregeln bekannt, wie etwa: „An Magdalene regnet's gern, weil sie weint um den Herrn“ oder „Regnet's am Magdalenentag, folgt gewiss mehr Regen nach“.



Maria – die Blume des Feldes

Segne du, Maria

Der Gang durch die Kosmetikabteilung eines Drogeriemarktes ist verwirrend. Da gibt es verschiedene Cremes gegen Hautalterung und für Hautstraffung, zahlreiche Lotionen für trockene und fettige Haut und unterschiedliche Salben gegen Hautirritationen und Hautentzündungen in jeder Preiskategorie. In der Fülle der Angebote verliert man leicht den Überblick. Das ist die große Zeit der Allrounder. Präparate, die alles können, versprechen hier dem überforderten Kunden eine gewisse Sicherheit. Leider gibt es aber keine Creme für alle Hauttypen, ebenso wenig eine Medizin gegen alle Krankheiten und auch keine Versicherung gegen jedes Unglück.

In der Volksfrömmigkeit ist das anders. Da begegnet uns mit Maria eine ganz besondere Heilige, die von den Menschen von alters her bei allen Nöten angerufen wurde. Es ist kein Zufall, dass die Gottesmutter in der Volksfrömmigkeit aller Jahrhunderte einen so festen Platz hat. Sie gilt als die Fürsprecherin schlechthin. Daher ist es auch wenig überraschend, dass die meisten Kräuterse-

gen und Kräuterlegenden ganz eng mit der allerseeligsten Jungfrau in Verbindung stehen. Ebenso lassen sich sehr viele volkstümliche Bezeichnungen der Heilkräuter auf Maria zurückführen. Und weil sie auch im frommen Brauchtum die volkstümliche Schützerin der Heilkräuter schlechthin ist, wundert es nicht, dass ihre Verehrung in fast allen Jahrhunderten mit Kräuterbräuchen verknüpft war und ist.

Mit den Worten „Segne du, Maria, segne mich dein Kind“ beginnt eines der bekanntesten Marienlieder. Es drückt die Bitte der Gläubigen um Schutz und Beistand der Gottesmutter aus. Zu allen Zeiten baten Christen um die Fürsprache und die Hilfe der Gottesmutter. Gerade in gefährlichen Zeiten und schwierigen Lebenslagen finden wir eine Reihe von Bittgebeten, Segensformeln und Volksbräuchen, die nicht selten auch mit Kräutern verbunden sind.

Bereits zu Beginn eines Lebens vertrauten unsere Vorfahren beispielsweise auf die segenbringende Wirkung sogenannter Marienkräuter (siehe S. 25). Besonders bei der Bitte um Heilung von schweren Krankheiten wird Maria in der Volksfrömmigkeit als Mittlerin zwischen Gott und dem kranken Menschen angerufen. Ein Hauptgrund hierfür ist sicherlich die Hoffnung vieler Gläubigen, dass die Gottesmutter die Schmer-

zen der Leidgeplagten nachempfinden kann, da sie selbst unter der Passion ihres Sohnes gelitten hat. So heißt es auch im Wallfahrtslied der Staudenwallfahrt Maria Vesperbild: „Ich gehe, wenn ich traurig bin, zur lieben Mutter Gottes hin, und alles Leid und allen Schmerz vertrau’ ich ihrem Mutterherz“. Nicht ohne Grund wird die Gottesmutter auch im Bitt- und Dankgebet der Lauretanischen Litanei als „Heil der Kranken“ angesprochen. Und die unzähligen Dankopfer und Votivtafeln in Wallfahrtskirchen und Marienkapellen geben ein beredtes Zeugnis davon, dass den Bittstellern wirklich geholfen wurde. Auch die Mirakelbücher der marianischen Wallfahrtsorte notieren zahlreiche Heilungen, die ohne ärztliche Hilfe und allein durch das Erbarmen und die Fürsprache der Gottesmutter erfolgten. Demnach „besteht an der Tatsächlichkeit des Vorkommens von extramedikalen, supernaturnalen und ärztlich inexplikablen Krankheitsheilungen durch die Fürsprache Mariens nach kritischer medizinischer Prüfung und Beurteilung kein Zweifel“ (Stadlbauer 1997).

Die marianische Botanik

Maria wird in der Liturgie als Blume des Feldes oder als Lilie der Täler bezeichnet. Im marianischen Liedgut wird sie auch als „Rose ohne Dornen“ und als „Lilie ohnegleichen“ beschrieben (Gotteslob 880). Und die Lauretanische Litanei nennt sie sogar „geistliche Rose“. Die enge Verbindung der Gottesmutter mit der Flora, insbesondere mit den Heilpflanzen, mag ein Grund dafür sein, weshalb schon unsere Vorfahren bei ihrer Naturheilkunde fest auf die Mithilfe Mariens vertrauten. Bereits im 15. Jahrhundert wurde beispielsweise die Madonna in Florenz als Patronin der Ärzte und der Apotheker verehrt. Die Äbtissin Hildegard von Bingen sprach von Maria gar als der Mutter der Medizin (*Mater medicinae*), und in der Basilika der Zwölf Apostel in Rom wird sie als Madonna der Gesundheit (*Madonna della sanità*) verehrt. Nach und nach wurden daher immer mehr Heilpflanzen der besonderen Fürsprache Mariens unterstellt. Insbesondere aus dem Glauben, dass der Leichnam Mariens nach Blumen geduftet habe, erwuchs seit dem Mittelalter eine eigene marianische Botanik. Allein im deutschen Sprachraum kennt der Volksmund rund 200 Pflanzen, die der allerseligsten Jungfrau gewidmet sind und die „Maria“ (z. B. Mari-

en Weiß, *Gentiana frigida*) oder „Muttergottes“ (z. B. Muttergottesdorn, *Rosa rubiginosa*) im Namen tragen.

Neben der Rose und der Lilie galten früher vor allem das Veilchen (*Viola*), das Maiglöckchen (*Convallaria majalis*) oder die Primel (*Primula*) als typische Marienblumen. In Österreich gilt auch heute noch die Rose der Hagebutte (Heckenrose, *Rosa canina*) als die Marienpflanze schlechthin.

Zu den Marienkräutern zählt ebenfalls der Thymian (Quendel, *Thymus serpyllum*). Im slawischen Sprachraum heißt er auch „Seelchen der Mutter“. In Tirol erzählt man sich, das die Gottesmutter bei ihrer Hochzeit einen Kranz aus Feldthymian im Haar getragen habe. Nach einer anderen Tiroler Legende ist der Thymian sogar ein „ganz frommes Kraut“, seit die Muttergottes bei einer Wanderung auf einem Thymianrasen gerastet hat. Im Volksglauben gilt der Thymian jedenfalls als Schutz gegen das Böse, und im Altbayerischen wurden früher an Fronleichnam kleine Kränze aus Thymian geweiht, die sich die Mädchen (Kranzjungfrauen) zur Prozession in die Haare steckten. Nach dem Umgang wurden diese dann an Fenstern oder Türstöcken aufgehängt. Und weil das griechische Wort *Thymos* soviel wie Mut und Kraft bedeutet, badeten nicht nur römische Soldaten in Thymianwasser, auch

im Mittelalter steckten sich die Ritter einen Thymianzweig in den Schuh. Zu dieser Zeit hat man sich übrigens auch erzählt, dass Maria das neugeborene Jesuskind auf Thymian gebettet und während der Flucht nach Ägypten auf Thymianpolstern geruht habe.

Auch ein anderes Kraut spielte der Legende nach bei der Flucht der Heiligen Familie vor Herodes eine wichtige Rolle: Der Salbei (*Salvia officinalis*). Während der Flucht bat die Gottesmutter nämlich alle Pflanzen und Blumen um Hilfe. Aber nur der Salbei neigte sich über sie und das Jesuskind, so dass die Landsknechte des Herodes an ihnen vorübergingen und sie nicht entdeckten. Als die Gefahr überstanden war, sprach die Gottesmutter zum Salbei: „Von nun an bis in alle Ewigkeit wirst du eine Lieblingsblume der Menschen sein. Ich gebe dir die Kraft, die Menschen zu heilen von jeder Krankheit. Errette sie vom Tode, wie du es auch an mir getan hast“ (Fink-Henseler 1996).

Eine weitere bekannte Geschichte über die Flucht Mariens nach Ägypten erklärt auch, warum die Wein-Rose (*Rosa rubiginosa*) so herrlich duftet: Die Gottesmutter habe nämlich auf den Zweigen des Rosengewächses die Windeln des Jesuskindes getrocknet! Daher stammen auch die Volksnamen der Pflanze wie Maria Windel-

kraut, Maria Windelröschen oder Maria Windelwäsche.

Und schließlich erklärt eine weitere alte Flucht-Legende auch, warum die Blüten des Rosmarins (*Rosmarinus officinale*), der im Volksmund auch Marienbaum oder Marienstrauß genannt wird, blau sind. Ursprünglich waren sie nämlich einmal weiß! Als sich aber die Gottesmutter vor den Soldaten des Herodes verstecken musste, breitete sie ihren Mantel über einem Rosmarinbusch aus und kniete sich hinter ihm nieder. Als die Gefahr vorüber war, stand Maria auf und schlug den Umhang zurück. Da färbten sich die Blüten ihr zu Ehre himmelblau.

Als Mariengold wird im Volksmund die Ringelblume (*Calendula officinalis*) bezeichnet. Der Name wird darauf zurückgeführt, dass die krautige Pflanze während fast aller Feste zu Ehren der hl. Jungfrau Maria blüht. Früher trugen sich übrigens abergläubische Mädchen vor dem Schlafen eine Salbe aus getrockneten Ringelblumen, Honig und Essig auf und riefen den hl. Lukas an, er möge sie von ihrer großen Liebe träumen lassen.

Warum die Acker-Winde (*Convolvulus arvensis*), eine aromatisch duftende Pflanze mit rot-violett gestreiften Trichterblüten, im Volksmund auch Marienkelch oder Muttergottesgläschen genannt wird, erzählt eine alte Legende: Ein

Fuhrmann hatte einst seinen schwer mit Wein beladenen Karren festgefahren. Da kam die Muttergottes des Weges, sah die Not des Mannes und sprach zu ihm: „Ich bin durstig. Gib mir ein Glas Wein, und ich will dir helfen“. Der Fuhrmann antwortete: „Gern, aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte“. Da brach die Muttergottes ein Blümlein ab, das einem Glas ähnlich sah, und reichte es dem Fuhrmann. Er füllte es mit Wein, und augenblicklich war der Wagen wieder frei.

Eine andere schöne Mariengeschichte erklärt, warum die Preiselbeere (*Vaccinium vitis-idaea*) je nach Region auch Muttergotteskirsche, Liebfrauenbirn oder Frauenstrauch genannt wird. Der Sage nach erhörte nämlich die Gottesmutter die Bitte eines frommen Klausners, sie möge doch in den kargen Bergen eine nährende Pflanze wachsen lassen. So kamen die Beeren an das Heidekrautgewächs.

Besonders heilkräftig soll der an Marientagen gesammelte Frauenmantel (*Alchemilla xanthochlora*, syn. *A. vulgaris*) sein. Volkstümlich wird das Rosengewächs auch Marienkraut, Marienblume, Marienmantel, Mutterkraut, Muttergottesmäntelchen oder Aller Frauen Heil genannt. Die Namen deuten bereits darauf hin, dass der Frauenmantel in der Volksmedizin vor

allem bei Frauenleiden eingesetzt wurde. Und die eingeschlechtliche Fortpflanzung des Rosengewächses eignet sich zudem hervorragend als Sinnbild für die Unbefleckte Empfängnis. Die kleinen Wassertröpfchen, die der Frauenmantel an den Rändern ausscheidet, wurden in Mähren übrigens Mariä Tränen genannt. Und aus längst vergangenen Zeiten, als die Pflanze noch Sinnau genannt wurde, ist ein altes Kräutergebet überliefert: „Die Wurzeln und Kräuter bete ich mit meinem kostbaren Gebet an, die da auf diesem Ort beschaffen sind, zu doktern und zu heilen. Sinnau, Sinnau, du heiliger Sinnau, das sind die Sinnauwurzeln, unserer lieben Frau ihr Mantelkraut“ (Fink-Henseler 1996).

Dass Maria bevorzugt bei Frauenleiden angerufen wird, hat seinen Ursprung bereits in der späten Antike. Als nämlich das Konzil von Ephesus im Jahr 431 für Maria den Titel „Gottesgebärerin“ bestätigte, wurde sie zur bevorzugten Patronin der Frauen und der Mütter und bei allen gynäkologischen Erkrankungen, bei Unfruchtbarkeit, bei Schwangerschaftsbeschwerden oder bei Geburtsnöten angerufen. Eine ganze Reihe von Kräutern wurde in der Folgezeit nach ihr benannt, weil sie häufig bei diesen Frauenbeschwerden verwendet werden: Marienkraut (*Arnica montana*), Mariennelke (GartenNelke, *Dianthus caryophyllis*),

Marienessel (Frauenminze, *Marubium vulgare*), Mariabettstroh (Labkraut, *Galium odoratum* Scop.), Marienblume (Maßliebchen, *Bellis perennis*), Marienkerze (*Verbascum thepsus*), Marienstengel (Veilchen, *Viola adorata*), Maria Tränen (Frauenmantel, *Alchemilla vulgaris*), Marienrose (Jerichorose, *Anastatica hierochunta*), Marienglocke (*Campanula medium*), Marienglöckchen (Maiglöckchen, *Convallaria majalis*), Mariendistel (*Silybum Marianum*) oder Marienrose (*Rosa rubiginosa*).

Die volkstümlich bezeichneten Frauenkräuter wurden früher meist im sogenannten Frauendreißiger zwischen dem 15. August (Mariä Himmelfahrt) und dem 12. September (Mariä Namen) gesammelt. Nach altem Volksglauben sei ihre Wirkkraft in dieser Zeit besonders groß, ja ihre Heilwirkung sei sogar dreifach so stark, und die giftigen Pflanzen könnten keinen Schaden mehr anrichten. Der Legende nach segnet nämlich die Gottesmutter in diesen vier Wochen die Erde. Manche Pflanzen wie etwa die Blutwurz (Aufrechtes Fingerkraut, *Potentilla erecta*), die im Volksmund auch Marienreinigung genannt wird, sollen dem Brauch nach sogar ausschließlich im Frauendreißiger gesammelt werden, weil ihr Tee sonst keine Wirkkraft hätte. Teilweise fand die Kräutersegnung sogar nicht an Mariä

Himmelfahrt, sondern erst am 8. September (auch „Kleiner Frauentag“ genannt) oder gar am 12. September (Mariä Namen) statt. Die Frauenkräuter wurden in der gesamten Frauenheilkunde eingesetzt: während der Schwangerschaft, bei der Geburt, gegen Menstruationsbeschwerden, zur Verhütung oder auch für Kindersegen.

Übrigens: Die Frauenkräuter für die Hausapotheke dürfen von alters her nicht mit dem Messer abgeschnitten werden, sondern müssen mit der Hand gepflückt werden. Das Eisen des Messers würde den Kräutern nämlich ihre Heilwirkung nehmen. Davon waren schon die alten Römer überzeugt.



Kräutergeschichten rund um die zwölf Apostel

Ein Lehrbeispiel moderner Personalpolitik

Es gibt viele Kirchen, in denen die zwölf Apostel an den Wänden oder an den Säulen nebeneinander als Statuen aufgestellt oder als Bilder gemalt wurden. Lässt man seinen Blick über dieses Dutzend wandern und denkt ein bisschen über diese Jünger Jesu nach, so erscheinen sie dem Betrachter zunächst doch wie ein bunt zusammengewürfelter Haufen von scheinbar willkürlich ausgewählten Männern, die vor rund 2000 Jahren gelebt haben: Die meisten Apostel waren einfache, im Alltag stehende Fischer oder spirituell Suchende aus dem Umfeld von Johannes dem Täufer. Einige von ihnen würden wir heute als Kleinunternehmer oder Mittelständler bezeichnen. Allerdings zählten zu den Gefährten Jesu Christi auch ein regimetreuer Zöllner sowie ein paar Widerstandskämpfer, damals Zeloten genannt. Und auch mit Blick auf ihr Alter verbindet diese Männer eigentlich nur recht wenig.

Erst ein genauerer Blick in die Evangelien lässt eine fein ausgeklügelte Rekrutierungsstrategie

erahnen, die sich hinter der Auswahl der zwölf Männer verbirgt. Mehr noch: Offensichtlich wurde hier ein Einsatzkommando zusammengestellt, das aus wahren Spezialisten besteht!

Heute wäre ein solches Vorgehen nicht überraschend. Ob bei der Aufstellung einer Fußballmannschaft, eines Expeditionsteams oder einer Sonderkommission der Polizei: Im modernen Management wird stets darauf geachtet, dass die Talente der Mitarbeiter genau zu den jeweiligen Aufgaben passen. Spitzenteams bestehen nun mal aus unterschiedlichen Experten, und die Personalchefs achten deshalb bei ihrer Fachkräfte-Akquirierung peinlich genau auf die Zusammensetzung ihrer Profi-Crews. Nicht selten werden deshalb in der Vorauswahl sogenannte Assessment-Center veranstaltet, um die Bewerber einschätzen und dann die Teams ideal zusammensetzen zu können. Die moderne Personalpsychologie spricht dabei beispielsweise von D-, I-, S- und G-Typen, von Alpha-Tieren oder vom 4-Säulen-TEAM-Modell.

Die Auswahl der zwölf Apostel durch Jesus Christus ist auf den zweiten Blick im eigentlichen Wortsinn göttlich! Meister ihres Faches, Koryphäen mit unterschiedlichsten Erfahrungen und Sachkenner mit verschiedenen persönlichen Begabungen wurden vom Gottessohn ausge-

wählt und zum ersten Trupp seines Bodenpersonals zusammengestellt. Da gibt es beispielsweise Thomas, den sachlichen Rationalisten mit einer ordentlichen Portion Skepsis. Und auf der anderen Seite den emotionalen Johannes, den loyalen Schwiegersohnstyp, der trotz seiner jungen Jahre durch seine Intelligenz besticht. Im Sinne eines altersgemischten Teams darf aber freilich auch ein lebenserfahrener und tatkräftiger Senior-Manager nicht fehlen: ihn finden wir im energischen Petrus wieder. Für die Buchhaltung wurde mit Judas ein Finanzexperte gefunden, und Matthäus beweist nicht nur bei der Vorbereitung von Festmählern sein Organisationstalent.

Die Liste der unterschiedlichen Begabungen der zwölf Apostel ließe sich noch lange fortsetzen. Dieses Kapitel erzählt nicht nur aus dem Leben der Apostel, sondern entdeckt dabei auch allerhand Kräutergeschichten und Bauernbräuche rund um die zwölf Jünger Christi.

Stärke unseren Glauben!

Von alters her begleitet die Kirche die Arbeit und die Sorgen der Landwirte, Gärtner und Winzer. Um beispielsweise die Fluren vor Gefahren und Unwetter zu schützen, werden seit Jahrhunderten die Felder und die Saat gesegnet. Da Jesus aus

einer ländlich geprägten Gegend stammte, ist es nicht verwunderlich, dass auch er Metaphern aus der Landwirtschaft wählt, als er die Aufgabe der zwölf Apostel beschreibt: „Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden“ (Mt 9,37–38), womit Jesus ihnen auftrag, das nahe Himmelreich zu verkünden.

Die Namen der zwölf Apostel werden an vier Stellen im Neuen Testament genannt (Mt 10,2–4; Mk, 3,16–19; Lk 6,14–16; Apg 1,13–26): „An erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas, dann Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und sein Bruder Johannes, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskariot“ (Mt 10,2–4).

Einen Festtag, an dem aller Apostel gedacht wird, versuchte Papst Bonifatius IV. im Jahr 610 durchzusetzen. Dieses Festgedenken ging aber rasch im Allerheiligenfest unter, weshalb später Bonifatius VIII. den Andreastag (30. November) als Gedächtnistag aller Apostel einsetzte. In einigen Gegenden wurde früher aber auch der 15. Juli als Aposteltag gefeiert, weil sich an diesem Tag die Zwölf der Legende nach in ihre Missionsgebiete zerstreuten. Daher wird der Tag auch Apostelteilung oder Apostelscheidtag genannt.

Dieser Aposteltag galt als Lostag, an dem man aus der Windrichtung dieses Tages über das Wetter der folgenden Zeit spekulierte. Heute wird das Fest der zwölf Apostel häufig am 29. Juni, am Fest der hll. Petrus und Paulus, gefeiert.

Populärer als das Zwölfapostelfest sind freilich die Festtage der einzelnen Apostel. Die Gläubigen sollen an diesen Tagen die Bedeutung der jeweiligen Apostel erkennen, weil diese Heiligen eine besondere Sendung in der Heilsgeschichte und eine einzigartige Beziehung zu Jesus hatten. Schließlich sprach Jesus zu seinen Aposteln: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf“ (Mt 10,40). Die Apostel sind somit Bevollmächtigte an Christi Statt (KKK, Nr. 859). Deshalb werden die Apostel auch im kirchlichen Liedgut als „der Kirche fester Grund, darauf wir sicher stehen“ bezeichnet (Gotteslob 610).

Erstaunlich ist vor allem, mit welcher Geschwindigkeit es den Aposteln gelang, das Evangelium in der damaligen Welt zu verbreiten. Dass eine so kleine Schar ungelernter Männer in solch kurzer Zeit dieses vollbringen konnte, hat schon den hl. Augustinus überrascht: „Es gibt drei unglaubliche Dinge, die gleichwohl geschehen sind. Es ist unglaublich, dass Jesus Christus leiblich auferstanden und zum Himmel emporgestiegen ist. Es ist unglaublich, dass die Welt eine so un-

glaubliche Sache geglaubt hat. Und es ist unglaublich, dass eine kleine Zahl armer, unbekannter und ungebildeter Männer die Welt und ihre Weisen von einer so unglaublichen Sache überzeugen konnte“ (Werfer/Steck/Lander 1858). Die Apostel mussten dafür selbst vor lauter Überzeugung geradezu gesprüht haben! Die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach schreibt dazu: „Der Kritizismus kann dich zum Philosophen machen, aber nur der Glauben zum Apostel“. Und um diesen Glauben haben die Apostel Jesus gebeten: „Und die Apostel sprachen zu dem Herrn: Stärke unseren Glauben!“ (Lk 17,5).

Kleine Botanik für ein Dutzend heiliger Männer

Die Bibel ist reich an botanischen Motiven und voll von Geschichten rund um Gärten, Pflanzen oder Kräuter: Schon am Beginn des Alten Testaments lesen wir im Schöpfungsbericht vom Garten Eden, der als blühendes Paradies mit Bäumen und Früchten beschrieben wird. Auch im Neuen Testament gibt es viel Gartenszenen und -geschichten. So versammelte beispielweise Jesus seine Apostel letztmals vor seinem Leidensweg in einem Garten: „Auf der anderen Seite des Baches Kidron (...) war ein Garten; in den ging er

mit seinen Jüngern hinein“ (Joh 18,1). Und nach dem Bericht des Evangelisten Johannes ist es wiederum ein Garten, in dem sich der auferstandene Christus seinen Aposteln erstmals zeigt.

Indem der Auferstandene seinen Aposteln den Heiligen Geist spendete, vertraute er ihnen auch seine Heilungsgewalt an (KKK, Nr. 1087). Daher ist es wenig verwunderlich, dass eine Reihe heilsamer Pflanzen in der Volksmedizin in enger Beziehung zu den Aposteln stehen. Unsere Vorfahren wussten noch sehr genau um die heilende Wirkung dieser Kräuter, und auch noch heute sind solche Präparate aus der Naturapotheke gefragt. Als Phytopharmaka bezeichnet beispielsweise die Weltgesundheitsorganisation (WHO) alle Arzneimittel, deren Wirkstoffe ausschließlich aus Pflanzen bestehen. Die Wirkung der Apostelkräuter begründet sich aber nicht ausschließlich durch die natürlichen Inhaltsstoffe der Pflanzen. Auch der Glaube unserer Vorfahren an deren Wirksamkeit spielte eine entscheidende Rolle. Denn dadurch, dass die Kräuter dem besonderen Schutz eines Heiligen unterstellt wurden, erhoffte man sich eine besondere Wirkung. Wenn aber dieses Brauchtum, wie heute häufig zu beobachten ist, aus dem frommen Gebetskontext herausgerissen wird, verkommt es zur musealen Folklore oder zur volkstümelnden Magie.

Es gibt einige Pflanzen, die unsere Vorfahren den zwölf Aposteln direkt zugeordnet haben. Dazu zählt beispielsweise die Passionsblume (*Passiflora*). Sie wird im Volksmund nämlich als Apostelblume bezeichnet. Ihre zehn Kelchblüten sollen an die treuen Apostel – außer Petrus, der ihn verleugnete, und Judas, der ihn verriet – erinnern.

Als Apostelkraut wird das Erdrauchkraut (*Fumariae herba*) bezeichnet. Im Mittelalter wurde diese krautige Pflanze bei exorzistischen Riten geräuchert und zu diesem Zweck auch in Klostergärten angebaut. Die Volksmedizin nutzt den Tee aus dem Erdrauchkraut indes bei Verdauungsbeschwerden.

An der Maas aß man früher am Gründonnerstag die sogenannte Apostelsuppe, die zwölflei Kräuter würzten. Schließlich galten am Gründonnerstag gesammelte Kräuter früher als besonders wirksam. Auch sagt der Volksglauben, dass vor allem an diesem Tag gepflückte, getrocknete und unters Dach gehängte Brennesseln vor Blitzschlag schützen. In anderen Gegenden wurden an Gründonnerstag das Apostelbrot oder die Apostelkuchen an die Armen verteilt.

Der Efeu kündigt den Tod an

Ein Mann wurde erst im Nachrückverfahren zum Apostel. Er saß bis zum Schluss auf der Ersatzbank und sprang in letzter Minute für den Verräter Judas ein. Getreu dem biblischen Spruch, dass die Letzten die Ersten sein werden (Mt 19,30), soll dieser Mann deshalb schon zu Beginn dieses Kapitels unsere Erwähnung finden: der hl. Matthias!

Weil Matthias durch das Los zum Apostel bestimmt wurde, war sein Festtag – seit 1969 der 14. Mai, früher und noch heute im deutschen Sprachgebiet der 24. Februar – ein beliebter Lostag. Zudem markiert dieser Tag nicht nur das Winterende, sondern hat noch eine weitere Besonderheit: In Schaltjahren ist nämlich nicht der 29. Februar, sondern der 24. Februar der Schalttag. Demnach fiel früher in Schaltjahren der Matthiastag auf den 25. Februar. Sein Festtag wurde aber auch deshalb an einem Schalttag gefeiert, weil er als neuer Apostel sozusagen eingeschaltet wurde.

Am Festtag des hl. Matthias waren früher eine Reihe recht merkwürdiger Orakel verbreitet. So berichtet beispielsweise die Kölner Chronik: „Im Jahr 1580 feierte man den Matthiastag am 25. Februar, weil es ein Schaltjahr war. Es muss

der Missbrauch und der Aberglauben erwähnt werden. Die Menschen legten in dieser Nacht für jede Person im Haus ein Efeublatt in eine Schüssel, streuten auf jedes Blatt ein wenig Salz und ließen es die Nacht über stehen. Dessen Blatt, das am nächsten Morgen dann schwarz oder nass war, jener Bewohner des Hauses würde im kommenden Jahr sterben“ (Hofmann 2004).

Der Efeu (*Hedera helix*) galt übrigens von alters her als Pflanze der Toten. So glaubten schon unsere Vorfahren, dass er sich aufgrund seines spiralförmigen Wuchses von der Unterwelt emporzuwinden versucht. Auch sollen sich Menschen von Efeu bewachsenen Plätzen fernhalten, da dort Geister ihr Unwesen treiben sollen. Außerdem sagt der abergläubische Volksmund, dass sich im Efeu unsere Ahnen verbergen. Häufig finden wir den Efeu auch auf Friedhöfen, weil die immergrüne Pflanze nicht nur ein Symbol für das ewige Leben ist, sondern dem Volksglauben nach auch die Totenruhe beschützt.

Am Niederrhein und in Belgien flochten junge Mädchen am Matthiastag zwei Kränze – einen aus Stroh, einen aus Efeu – und warfen beide in einen Teich. Dann gingen sie rücklings in Wasser und versuchten, einen der beiden zu fas-

sen. War es der grüne Efeukranz, dann durften sie auf Glück hoffen, war es dagegen der Stroh-
kranz, drohte Leid.

Neben solchen abergläubischen Riten gab es am Matthiastag aber auch fromme Bräuche. Im christlichen Volksbrauchtum verbanden sich beispielsweise mit dem Gedenktag am 24. Februar zahlreiche Praktiken, die vor allem mit dem nahenden Frühlingsbeginn zusammenhängen. So grub man beispielsweise am Matthiastag in einigen Regionen Österreichs den Boden auf und säte Krautsamen hinein, weil – so der Volksglaube – diese am Matthiastag besonders gesegnet seien. Auch zum Säen anderer Gewächse wurde der Matthiastag vielerorts gewählt. Und mancherorts rüttelten die Bauern an diesem Tag sogar die Obstbäume aus dem Winterschlaf, damit sie viel Obst bringen. Oder man schrie in die Obstgärten, damit die Bäume viel Frucht tragen.

Aus dem 19. Jahrhundert ist auch ein schöner Hymnus überliefert, worin der hl. Matthias um Schutz und Segen angerufen wird: „Zu der Apostel Zahl, gesellt durch heil’ge Wahl, Matthias, Gotteszeuge, jetzt an des Höchsten Thorn, hilfreicher Schutzpatron, zu uns dich niederbeuge! Das ganze Land hebt Herz und Hand empor zu dir vertrauend“ (Gotteslob 848, Anhang Trier).

Übrigens: Zum Matthiastag gibt es wegen seines Datums vor dem Frühlingsbeginn auch zahlreiche Wetterregeln. So galt beispielsweise die Witterung am Matthiastag als Vorbote für das Wetter der kommenden 40 Tage. Auf dem Land sagt man noch heute: „Matthias bricht's Eis. Hat er keins, bringt er eins“.

Petrus: Eine Blume für den Türsteher Gottes

Kennen Sie den? Ein Pfarrer und ein Busfahrer kommen an die Himmelspforte. Der hl. Petrus lässt den Busfahrer eintreten, der Pfarrer muss aber warten. Da beschwert sich der Geistliche beim hl. Petrus und schreit „Warum wird der Busfahrer bevorzugt?“, darauf der hl. Petrus: „Bei deinen Predigten haben die Leute immer geschlafen, aber bei seinen Fahrten haben alle im Bus gebetet!“

In vielen Witzen wird Petrus (Gedenktag 29. Juni) als Torwächter zum Himmelreich dargestellt. Eigentlich war er aber von Beruf nicht Türsteher, sondern Fischer. Und er hieß ursprünglich auch nicht Petrus, sondern Simon. Erst Jesus gab ihm den Beinamen Petrus, das heißt der Fels: „Du bist Petrus, und auf diesem Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Unter-

welt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein“ (Mt 16,18–19).

Der hl. Petrus wird damit zu einer Schlüsselfigur im doppelten Wortsinn: Jesus verheißt ihm die Schlüssel zum Himmelreich! Er wird damit zum Oberhaupt der katholischen Kirche. Deshalb nutzen auch seine Nachfolger, die Päpste, zwei gekreuzte Schlüssel als ihr Symbol – ein Schlüssel steht für die Bindegewalt auf Erden und der andere für die Bindegewalt im Himmel.

Nicht nur die Experten der Wach- und Schließgesellschaft müssen stets auf dem neuesten Stand der Sicherheitstechnik sein. Jeder weiß aus Kriminalfilmen, wie leicht sich alte Schlösser mit einem Dietrich und wenigen Handgriffen öffnen lassen. Wenn sich Menschen mit solchen Methoden Zugang zu einem Haus verschaffen, sind sie in der Regel nicht willkommen. Nur der Eigentümer und die Personen, die zu ihm gehören, haben den passenden Schlüssel. Und dieser Schlüssel ist bis ins kleinste Detail für das Schloss gemacht. Wenn man nur ein bisschen etwas verändert oder ein wenig am Schlüssel feilt, passt er nicht mehr – man muss dann leider draußen

bleiben. So ist es nach christlicher Überzeugung auch mit den Schlüsseln des Petrus und dem Zugang zum Himmelreich.

Den passenden Schlüssel zum Himmelreich besitzt nur der hl. Petrus. Ihm gab Jesus eine Führungsrolle unter den Aposteln, und ihm übertrug er die oberste Hirtengewalt (Joh 21,15–17). Unsere Vorfahren muss diese besondere Stellung unter den zwölf Aposteln sehr beeindruckt haben, denn eine ganze Reihe von Geschichten haben sie sich über den hl. Petrus und seine Himmelsschlüssel erzählt. So wurde beispielsweise berichtet, dass dem hl. Petrus einmal aus Versehen ein Schlüssel aus der Hand gerutscht und auf die Erde gefallen sei. Kaum habe dieser aber den Boden berührt, verwandelte er sich in eine schöne Schlüsselblume (*Primula officinalis*). Diese Primelart wurde früher vielerorts auch St. Petri-Kraut oder Petripflanze genannt. Und weil man mit dem richtigen Schlüssel in der Hand auch stets beruhigt außer Haus sein kann, wird die Schlüsselblume in der Volksmedizin vielleicht nicht ganz ohne Grund erfolgreich gegen Schlafstörungen, Migräne und Schwermut eingesetzt.

Auch andere Pflanzen wurden zu Ehren des hl. Petrus nach ihm benannt. So etwa die Gemeine Goldrute (*Solidago virgaurea*), die im Volksmund den Namen Petruskraut (oder Petrusstab)

trägt. Im Mittelalter wurde die Pflanze auch als Wundkraut verwendet. Ja, sie soll nach einer alten Petruslegende sogar das „Kräutlein wider den Tod“ sein. Wegen ihrer goldgelben Farbstoffe diente sie auch zum Färben von Wolle und Baumwolle. Als St. Peterkraut wird je nach Region aber auch das Abbisskraut (*Succisa Pragensis*) oder das Mutterkraut (*Chrysanthemum parthenium*) bezeichnet.

Die Petersilie hat ihren Namen zwar nicht vom hl. Petrus, sondern wohl von ihrem bevorzugten Standort auf steinigen Böden. Jeder Gärtner weiß aber, dass die Petersilie nur sehr schwerfällig keimt: Der Legende nach muss sich die Pflanze nämlich nach der Saat erst vom hl. Petrus in Rom die Erlaubnis zum Keimen holen – und diese Pilgerreise dauert sechs bis sieben Wochen!

In den Evangelien wird Petrus als impulsiv und spontan beschrieben. Nach dem Tod und der Auferstehung Jesu war er in Jerusalem tätig, missionierte in Antiochia und Kleinasien und fand schließlich in Rom unter Kaiser Nero um das Jahr 67 den Märtyrertod am Kreuz. Die *Legenda Aurea* berichtet, dass Engel mit Kränzen von Rosen und Lilien neben seinem Kreuz standen. Als Tag seines Martyriums, gleichgesetzt mit dem ebenso unbekannten Todestag

des hl. Paulus, wurde der 29. Juni festgesetzt. Der römische Kalender erwähnt das Datum erstmals im Jahr 354. Zu diesem Hochfest waren früher Kräuterweihen weit verbreitet. Vor allem Eisenkraut, das an diesem Tag gepflückt wurde, galt als besonders wirksam.

In anderen Regionen wurden die Kräuter nicht am 29. Juni, sondern erst einige Wochen später, nämlich an Petri Ketten (1. August) gesegnet. Dieses Fest wurde jedoch im Jahr 1960 aus dem römischen Kalender gestrichen, die Kräuterweihen an diesem Tag sind allerdings sehr viel älter. Die dabei benutzten Kräutersegen sind oft mit schönen Geschichten um den hl. Petrus verbunden. Einige alte Legenden erzählen beispielsweise, wie der hl. Petrus die Kräuter gesät, ausgegraben und geweiht hat. Im Mittelalter glaubte man, dass die Kräuter bei ihrer Weihe an dieses Ereignis erinnert werden können. So heißt es in einem Segen aus dem frühen 15. Jahrhundert: „Ich beschwöre dich Kreuz-Enzian, du edle Pflanze, und erinnere dich an das Gebot, das dir der hl. Petrus gab, als er seinen Stab dreimal durch dich stieß, der dich ausgrub und dich nach Hause trug“. Aus fast allen Jahrhunderten finden sich solche frommen Formeln, die vor allem gegen Krankheiten helfen sollen.

Neben den Kräutern wurden früher auch andere Garten- und Ackerfrüchte dem besonderen Schutz des hl. Petrus unterstellt. Beispielsweise wurden am Petri Stuhl-Tag (22. Februar) auch Rettiche geweiht. Dieser Tag, auch Kathedra Petri genannt, galt den Bauern und Gärtnern lange Zeit als Frühjahrsanfang und wurde deshalb auf dem Land mit zahlreichen Frühlingsbräuchen zu Ehren des hl. Petrus gefeiert. Weil der Petri Stuhl-Tag am Übergang vom Winter zum Frühling liegt, gibt es noch heute zahlreiche Bauernregeln, die als meteorologische Wettervorhersage dienen: „Ist Petri Stuhl-Feier kalt, hat der Winter noch 40 Tage Gewalt“ oder „Die Nacht zu Petri Stuhl zeigt an, was wir noch 40 Tag für Wetter han“. Der hl. Petrus gilt schließlich auch als „Wetterherr“ (Stein 2004)!

Nach dem hl. Petrus sind auch einige Brunnen benannt. In Leutstetten (Starnberg) hat man beispielsweise mit dem Wasser aus dem Petrusbrunnen den Flachs besprengt, um ihn vor Erdflöhen zu schützen. Andernorts hat man mit dem Wasser aus dem Petrusbrunnen den Kohl benetzt, um den grünen Wurm abzuhalten. Hier zeigt sich schon, dass nicht jeder Brauch dem frommen Gebet entspringt. Mehr noch: Auch zahlreiche magische Riten sind über

die Jahrhunderte hinweg entstanden. So sollen etwa nach abergläubischen Vorstellungen unglücklich Verliebte am St. Petertag mit einem Hirschgeweih eine Wegwarte (*Cichorium intibus*) ausgraben. Mit dieser Pflanze bräuchten sie nur noch den Erwählten berühren, und die Liebe würde erwidert. Ob der Türsteher Gottes mit solchen Praktiken einverstanden wäre, darf stark bezweifelt werden!

Übrigens: Weil der hl. Petrus auch der Schutzpatron der Fischer ist, hat er freilich auch für die Angler einen Kräutertip: Wer nämlich die Samen der Königskerze (auch Himmelbrand oder Kerzenkraut genannt, *Verbascum phlomoides*) nachts aufs das Wasser streut, wird am nächsten Tag so viele Fische fangen, als ob das „Petri heil“ direkt vom Himmel käme. Zoologen erklären diesen Effekt durch den Saponingehalt der Pflanze, der nervenlähmend und betäubend auf die Fische wirkt.

Andreas: Partnervermittlung mit Leinsamen

Der Apostel Andreas – Bruder des hl. Petrus und ebenfalls Fischer – gehörte zu den ersten Jüngern Jesu. Er trug das Wort Gottes vor allem in die Länder um das Schwarze Meer und nach Grie-

chenland. Als Märtyrer erlitt er den Tod an einem X-förmigen Kreuz. Sein Todestag wird am 30. November begangen.

Weil dieser Andreastag früher als Lostag galt, versuchten abergläubische Menschen an diesem Tag etwas über das kommende Wetter zu erfahren. Dazu schnitten sie eine Zwiebel in zwölf Stücke, bestreuten sie mit Salz und legten sie in eine Reihe. Jedes Stück stand für einen Monat. Das Stück, auf dem das Salz besonders feucht wurde, sollte einen nassen Monat bringen.

Auch galt das Wetter des Andreastages als maßgebend für den ganzen Winter. Und sollte am Andreastag schon Schnee liegen, sei dies besonders nachteilig für die Landwirtschaft, sagten die Bauern. Eine alte Bauernregel lautet: „Andreasschnee, tut Korn und Weizen weh“. Um einem möglichen Schaden durch Frost oder Regen vorzubeugen, wurde der hl. Andreas daher von den Gläubigen direkt um gutes Wetter angerufen, und sein Symbol, das X-förmige Andreaskreuz, galt sogar als blitzabwehrend.

Zwar waren früher vom Andreastag bis Epiphanie (6. Januar) alle weltlichen Feiern, wie etwa Hochzeiten, verpönt, dennoch ist der Andreastag ein bisschen wie Silvester, denn mit ihm endet das Kirchenjahr. Die Andreasnacht, als letzte Nacht vor dem neuen Kirchenjahr, galt

deshalb auch als Losnacht: Man glaubte, dass man in dieser Nacht etwas über das kommende Jahr erfahren könne. Die dabei praktizierten Riten nahmen aber teilweise recht merkwürdige Formen an. So sind eine ganze Reihe alberner Bräuche zur Andreasnacht überliefert. Beispielsweise richteten junge Mädchen am Andreasabend gereimte Verse an den Apostel, um ihr künftiges Liebesglück in Erfahrung zu bringen. Um diesem auf die Sprünge zu helfen, streuten abergläubische Mädchen in der Andreasnacht auch Getreide oder Leinsamen unter ihr Kopfkissen oder in alle vier Winkel ihrer Kammer. Man erzählte sich außerdem, dass ein Mädchen, welches am Morgen des Andreastages eine Knospe am Strauch entlang eines Gewässers entdeckte, bald heiraten würde. Mancherorts legte man auch zwei Efeublätter (*Hedera helix*) in eine Schale mit Wasser. Waren die Blätter am nächsten Morgen zusammengetrieben, dann sollte es noch in diesem Jahr eine Hochzeit geben. Trieben sie aber getrennt voneinander, dann musste man noch ein wenig warten.

Weil mit der Andreasnacht die Lostage beginnen, hing dieser Zeit von alters her etwas Mystisches an: Alles, was nun in den kommenden Tagen und Nächten geschieht, konnte für die Zukunft bedeutsam sein! Davon waren jeden-

falls unsere Vorfahren überzeugt. Man musste nur genau auf die Zeichen achten, um der Zukunft auf die Schliche zu kommen. In einigen Regionen gab es beispielsweise den Brauch, am Andreasabend die Zweige von Kastanien, Birken, Weiden, Eschen, Fliederbüschen oder Obstbäumen zu sammeln, um sich sozusagen im Winter den Frühling ins Haus zu holen. Wie zum Barbaratag stellte man die Zweige daheim ins Wasser. Wenn sie am Weihnachtsfest blühten oder eine bestimmte Farbe zeigten, bedeutete dies Glück in der Liebe und Segen für Stall und Haus.

Dass gerade am Tag des hl. Andreas so viele Liebesorakel verbreitet waren, lag wohl einerseits daran, dass sein griechischer Name übersetzt „der Mannhafte“ bedeutet. Ein anderer Grund mag sein, dass es in der Antiphon der Laudes an diesem Tag hieß: „Gib uns einen gerechten Mann“. Eines ist aber sicher: Dass der Festtag des hl. Andreas, der wegen seiner feurigen Liebe zum Kreuz Christi sogar „Apostel des Kreuzes“ (Schott 1939) genannt wird, zu so vielen abergläubischen Riten missbraucht wird, hätte ihm bestimmt nicht gepasst!

Jakobus der Ältere: Bierseliger Auftakt zur Ernte

Im Wappen einer kleinen Stadt im Nordwesten Spaniens leuchtet ein Stern. Er steht für eine mysteriöse Lichterscheinung am Himmel, die über dem Grab eines Heiligen beobachtet wurde, der hier seine letzte Ruhe fand. Es ist das Grab des hl. Jakobus (spanisch: *Santiago*), das bei diesem Sternenfeld (*Campo Stellae*) seit über tausend Jahren das Ziel von Millionen Pilgern ist. Bei unseren heimischen Gärtnern und Bauern ist der hl. Jakobus aber nicht nur wegen der Wallfahrer bekannt, sondern vor allem auch in seiner Funktion als Patron der Feldfrüchte.

Ab dem Jakobitag (25. Juli) beginnt nämlich für die Landwirte die Jahreszeit, in der sie die Früchte ihrer Arbeit ernten. In manchen Regionen war es sogar geradezu verpönt, vor Jakobi zu mähen, weil dieser Tag als Glückstag für die Ernte galt. Der Kohl aber, so sagte man, muss bis spätestens Jakobi behackt werden, weil er sonst nicht recht gerate. Für viele andere Feld- und Gartenfrüchte begann aber jetzt die Zeit der Ernte. Vielerorts begann an Jakobi beispielsweise die Äpfelernte, und es war auch ein alter Brauch unserer Vorfahren, an Jakobi die ersten Kartoffeln (Jakobs-Erdäpfel genannt) auszugra-

ben oder – falls gekauft – zum ersten Mal zu essen. Noch weitere Feldfrüchte wurden erst an Jakobi geerntet. So gingen beispielsweise im Hessischen am Jakobitag die Frauen morgens in den Garten, um das erste Gemüse zu holen. Und auch für das Getreide kam nun die Zeit der Ernte. Ein altes Sprichwort sagt: „Wenn Jakobi kommt heran, man den Roggen schneiden kann“.

Weil er den Beginn der Ernte einläutet, kommt dem Festtag des hl. Jakobus gerade auf dem Land von alters her eine große Bedeutung zu. Er heißt deshalb auch „Jakobustag im Schnitt“ oder „Jakobustag in der Ernte“. Dem hl. Jakobus fiel nämlich auch das Patronat über das Korn zu. Vielleicht nicht ganz zufällig heißt *Jacob* in der altsüdarabischen Sprache „(be)schützen“, und im Hebräischen steht *yacub* für „Er (Gott) möge (be)schützen“. Jedenfalls war es gut zu wissen, dass ein solch mächtiger Heiliger über die wichtige Ernte wacht. Eine spätere Legende erklärt das Patronat aber etwas anders: Der hl. Jakobus sei einst mit den anderen Aposteln durch ein Kornfeld gegangen. Die Bauern pfändeten ihnen dafür ihre Hüte. Nur der hl. Jakobus wollte seinen Hut nicht hergeben, dafür erklärte er sich aber bereit, zukünftig der Kornpatron zu sein. Und wer genau hinschaut, kann noch heute se-

hen, dass der hl. Jakobus oft mit einem Hut (in Wirklichkeit ein Pilgerhut) dargestellt wird.

Zur Vorbereitung auf die harte Zeit der Ernte gaben die Bauern früher ihrem Gesinde ein Trinkgeld, das beispielsweise im Allgäu „Stärkegeld“ oder in Böhmen „Jakobizech“ genannt wurde. Dafür trank man die „Jackelstärke“, um bei der Ernte gut arbeiten zu können. In vielen Gegenden des Alpenraums ruhte am diesem Tag deshalb die Arbeit. Auch am Lech bekamen die Mägde und Knechte vom Bauern am Jakobitag etwas Geld, um sich mit Jäckelstärke für die anstehende Erntearbeit zu kräftigen. Und auch die Bäuerinnen tischten an diesem Tag besonders gutes Essen und viel Bier auf.

Der Grund, warum man früher ab Jakobi mit dem Kornschnitt begann, war freilich die Reife der Feldfrüchte. Aber auch der Glaube, dass der hl. Jakobus den Fruchtsegen bringe, spielte für den frommen Landwirt eine wichtige Rolle. Ein weiterer Grund war auch, dass bis zum Jakobustag meist die Vorräte aus dem Vorjahr aufgebraucht waren. Deshalb hieß es auch: „Sankt Jakob nimmt die Not, er bringt frische Kartoffeln und Brot“. An der Mosel war es sogar bei den Küfern Brauch, das Bild des hl. Jakobus an dessen Festtag mit reifen Trauben zu schmücken.

Der Jakobitag ist auch ein Lostag für die Bauern. Wenn an diesem Tag die Sonne scheint, könne man auf ein gutes Gedeihen der Feldfrüchte hoffen: „Ist es hell am Jakobustag, viel Früchte man sich versprechen mag“. Insbesondere die Linsen würden dann ganz besonders gut gedeihen. Indes soll Regen am Jakobustag vor allem dem Getreide schaden: „Wenn Sankt Jakob regnet, wirst du mit wenig Korn gesegnet“.

Der hl. Jakobus wird von alters her auch bei jeglichen gesundheitlichen Beschwerden angerufen. Deshalb ist es wenig verwunderlich, dass man in einigen Regionen bestimmte Kräuter und Pflanzen für besonders heilkräftig hielt, die am Jakobitag gesammelt werden. So beispielsweise in Schwaben die Wurzeln der Wegwarte (*Cichorium intybus*), die Dornen aus der Haut treiben sollten. Abergläubische Menschen behaupteten sogar, dass Jäger am Jakobitag eine Wegwarte mit einem Goldstück ausgraben sollten. Denn mit der Wurzel dieser Pflanze im Gepäck würden sie nie ihr Ziel verfehlen. In Thüringen sagte der Aberglaube, dass die am Jakobitag gesammelten Heidelbeeren (*Vaccinium*) besonders wirksam gegen Darmkatarrh seien. In anderen Gegenden glaubte man sogar, dass alle Beeren, die am Jakobitag gesammelt werden (daher Jakobsbeeren genannt), gegen Durchfall helfen.

Wegen seiner engen Verbindung zum Feld- und Gartenbau wurde eine Reihe von Pflanzen nach dem hl. Jakobus benannt, so etwa der Jakobsapfel und die frühzeitige Jakobsbirne, die schöne Jakobsblume (*Senecio elegans*), die Jakobsheidelbeere (*Valccinium uliginosum*), das Jakobsholz (Pfirsichweide, *Salix*), der Jakobskee (*Lotus*), die Jakobsleiter (Sperrkraut, *Polemonium*) oder die Jakobsilie bzw. Jakobsnarzisse (*Sprekelia*).

Den Namen Jakobskraut trägt in der Pfalz der Wirsing. Andernorts bezeichnet man aber auch das gelbblühende Jakobs-Kreuzkraut (*Senecio jacobaea*) als Jakobskraut. Es erhielt seinen Namen, weil es meist um den Jakobstag (25. Juli) blüht. In Thüringen wurde das Jakobskraut an die Stalltüren gehängt, um das Vieh vor Bösem zu schützen. Und wenn eine Kuh keine Milch mehr gab, bekam sie einen Absud des Krautes unters Futter. In Schlesien waren die Menschen früher indes davon überzeugt, dass der Jakobustau die Kühe viel Milch geben lasse.

Als Jakobszwiebel wird mancherorts noch heute der Schnittlauch (*Allium schoenoprasum*) bezeichnet. Schlecht wachsender Schnittlauch war für unsere Vorfahren immer ein Zeichen für einen nahenden Tod. Der Überlieferung nach stirbt der Hausherr oder eine andere Person aus dem Haus, wenn der Schnittlauch schlecht oder gar

nicht wächst. Als Jakobslauch wurde früher übrigens in einigen Regionen der am Jakobitag ausgegrabene Lauch bezeichnet.

In Vorarlberg wurden die Äpfel, die um den Jakobitag geerntet wurden, auch Jakober genannt. Und als Jakobifeder wurde das Stroh, das um Jakob gefasert wurde, bezeichnet – vermutlich deshalb, weil man es häufig als Bettstroh verwendet hat.

Der Apostel Jakobus gehörte übrigens neben Johannes und Petrus zu den Lieblingsjüngern Jesu und war einer der ersten, der wegen seiner Missionarstätigkeit schon im Jahr 44 nach Christus hingerichtet wurde. Seine Gebeine wurden zunächst in ein Kloster auf dem Berg Sinai gebracht. Im 8. Jahrhundert wurden sie dann nach Spanien überführt, wo im galizischen Santiago de Compostela eine der bis heute bedeutendsten Wallfahrtsstätten Europas entstanden ist. Die dortige Jakobskirche, mittlerweile ein Weltkulturerbe der UNESCO, ist eine würdige Ruhestätte für den großen Patron der Ernte!

Johannes: Kräuter + Blut = Wunder!

Nach der *Legenda Aurea* soll der hl. Johannes, der Bruder des hl. Jakobus d. Älteren, ganze Gerstenzweige (Mönchspfeffer, *Vitex agnus-castus*)

in Gold verwandelt haben. Heute ist für viele Menschen aber dieses botanische Wunder weit weniger interessant als die Tatsache, dass Johannes in der Kunst oft als sanfter Jüngling mit blond gelocktem Haar dargestellt wird. Gerade seine Darstellung mit zarten Gesichtszügen veranlasste so manchen erfolgsbesessenen Romanautor zu den wildesten Spekulationen! Sogar ganze Hollywoodfilme basieren auf der feingliedrigen Darstellung des hl. Johannes im berühmten Abendmahl-Gemälde von Leonardo da Vinci.

Im Grunde war der hl. Johannes aber kein Softie, und er hatte auch nichts Mädchenhaftes. Im Gegenteil: Er muss sogar recht aufbrausend gewesen sein. Im Markusevangelium (Mk 3,17) wird er von Jesus sogar als „Donnersohn“ bezeichnet, weil er in wütender Rede das Feuer vom Himmel herabwünschte, um ein Dorf zu bestrafen, das ihm keine Unterkunft gewährte.

Johannes war also keine Memme, nein, er war ein echter Kerl! Er war schließlich der einzige der zwölf Apostel, der bei der grausamen Kreuzigung Jesu bis zum Schluss anwesend war. Er hat den Herrn nicht verlassen, sondern blieb bis zu seinem Tod bei ihm. Eine fromme Legende berichtet, dass er dabei die vom Blut Christi benetzten Kräuter unter dem Kreuz sammelte,

trocknete und an Gläubige verschenkte. Deshalb wird das Johanniskraut (Hartheu, *Hypericum perforatum*) auch „Christi Wundkraut“, „Herrgottsblut“ oder „Gottes Gnadenkraut“ genannt. Es war und ist eine der beliebtesten Heilpflanzen in der Volksmedizin. Nach Paracelsus „ist es nicht möglich, dass eine bessere Arznei für Wunden in allen Ländern gefunden wird“ (Wolf 2008). Bereits seit dem Mittelalter wird es zur Wund- und Schmerzbehandlung, gegen Nervosität oder bei Lungen-, Magen-, Darm- und Gallenbeschwerden eingesetzt. Sehr viele seiner volksmedizinischen Anwendungen konnten inzwischen sogar wissenschaftlich belegt werden. Das Johanniskraut ist aber nicht nur eine geschätzte Wundheilpflanze, sondern wird auch als Beruhigungsmittel eingesetzt. Mittlerweile wurde sogar seine antidepressive Wirkung medizinisch nachgewiesen. Früher wurden dem Johanniskraut aber auch teufelabwehrende Kräfte zugesprochen. Der Sage nach habe der Teufel sogar die Blätter des Johanniskrauts mit einer Nadel durchstoßen, als er erkannte, wieviel Macht das Kraut (daher auch Teufelsflucht oder Teufelsbanner genannt) über ihn hat. Und tatsächlich kann man unzählige helle Punkte erkennen, wenn man ein Blütenblatt des Johanniskrautes gegen das Licht hält.

Auch der Prolog des Johannesevangeliums wurde von alters her zu frommen Zwecken genutzt, beispielsweise bei Segenshandlungen oder Krankenbesuchen. Ebenso soll der Text den Weizen auf dem Feld vor Brand bewahren, und auch als Abwehrmittel gegen Gewitter spielte der Prolog des Johannesevangeliums eine wichtige Rolle. Ja, er soll sogar dem Regen Einhalt gebieten können. Besonders in Franken wurde der hl. Johannes nämlich als „Wetterherr“ verehrt. Er soll als Wetterpatron vor allem gegen Hagel helfen, für eine reiche Ernte sorgen und schwere Gewitter abwenden, wenn man das Johannesevangelium gegen die Wetterseite betet.

Am Gedenktag des hl. Johannes (27. Dezember) wird in katholischen Kirchen die Johannesminne (Johanniswein) gesegnet. Die Gläubigen trinken diesen Wein während des Jahres zur Genesung von Krankheiten, vor Reisen für eine gesunde Heimkehr oder bei der Hochzeit für das Eheglück. Früher glaubte man auch, dass der Johanniswein die Fruchtbarkeit der Felder erhalte. Freilich redete man sich ein, dass hier der Spruch „Viel hilft viel“ passend sei. So soll das Trinken von Johannesminne im 15. Jahrhundert zu regelrechten Trinkgelagen geführt haben. Jedenfalls ist der hl. Johannes bis heute der Patron der Winzer. Neben dieser Schutzfunktion besitzt er noch

über 20 weitere Patronate. Im frommen Brauchtum spielt er allerdings, außer beim Johanniswein, kaum eine Rolle.

Philippus: Als das Getreide in der Hitparade war

Wir schreiben das Jahr 1976. Der Sommer neigt sich dem Ende entgegen, und die Bauern gehen auf die Felder, um die Ernte einzubringen. Zur selben Zeit erobert von Juli bis September ein deutscher Schlager sechs Wochen lang den ersten Platz der Hitparade: „Ein Bett im Kornfeld zwischen Blumen und Stroh. Und die Sterne leuchten mir sowieso ...“ – erinnern Sie sich noch?

Das ist schon bemerkenswert: Während der Schlagerbarde im reifen Korn eine ideale Kulisse für seine amourösen Abenteuer sieht, war es für unsere Vorfahren noch die existentielle Grundlage für das Überleben und die Ernährung der Familie. Sie stellten daher Acker und Fluren unter den Schutz der Patrone und erbaten auf deren Fürsprache vor Gott eine reiche Ernte. Bereits zu Beginn des Bauernjahres hofften sie fest auf den Segen vom Himmel. So erzählte man sich beispielsweise, dass sich der hl. Philippus an seinem Festtag (3. Mai) persönlich um das Getreide kümmern

würde. Mehr noch: Flächen, auf welchen das Korn noch nicht so gut wachse, würde der hl. Philippus sogar eigenhändig nachbearbeiten. In Österreich sagt man „der Lippe muss flicken“, was bedeutet, dass der Tag des Apostels Philippus den erhofften Regen bringen muss, damit das Korn auf den noch öden Flecken des Feldes nachwachse. Und weil der Apostel an diesem Tag sozusagen das Getreide „ausflickt“, soll man selber übrigens an diesem Tag nicht flicken, so der Volksmund.

Der Philippustag galt lange Zeit als entscheidender Wendepunkt im Ackerbau. So sollten beispielsweise bis spätestens zu diesem Datum die Halme in die Ähren gehen. Auch galt der Philippustag in der Landwirtschaft als Vorbote für das kommende Wetter: Eine Bauernregel lautet: „Auf Philippi und Jakobi Regen, folgt ein großer Erntesege“. Der hl. Philippus war den Bauern daher stets willkommen. Die Übersetzung seines griechischen Namens „Pferdefreund“ hat dazu vielleicht beigetragen.

Um den hl. Philippus rankt sich eine Reihe schöner Legenden, die oft mit Kräutern und Pflanzen zu tun haben. So erzählte man sich in Oberösterreich folgende Geschichte: Als die Juden den hl. Philippus köpfen wollten, sperrten sie ihn in ein Haus und markierten es mit einem kleinen Baum (nach anderen Berichten mit ei-

nem abgehauenen Wipfel) vor der Türe. Am anderen Tag aber standen vor allen Häusern kleine Bäume oder Wipfel, so dass die Häscher den Apostel nicht mehr finden konnten. Und in Ungarn erzählte man sich, dass einst der hl. Philippus zusammen mit der hl. Walburga durch das Land reiste, die Menschen aber verehrten nur ihn und verschmähten sie. Daraufhin habe sie am 1. Mai (ihrem früheren Festtag, heute der 25. Februar) ihren Stab in die Erde gesteckt und gebetet, worauf aus dem Stab grünes Laub wuchs. Zum Gedenken daran pflanzen die Menschen bis heute am 1. Mai die Maibäume vor den Häusern.

Übrigens: Als Philippus-Fastenzeit bezeichnet man in den Ostkirchen das sechswöchige Fasten zur Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Der Name der nach dem hl. Philippus benannten Fastenzeit leitet sich von seinem Gedenktag ab, der in den Ostkirchen am 14. bzw. 17. November begangen wird. Das Philippus-Fasten, das in den kirchlichen Büchern seit dem 4. Jahrhundert erwähnt wird, soll die Gläubigen auch daran erinnern, dass es nicht selbstverständlich ist, jeden Tag genug zu essen zu haben. So lehrt uns der hl. Philippus auch die Demut vor der Schöpfung und vor ihren Früchten. Ein Bett im Kornfeld wäre für ihn jedenfalls nicht in Frage gekommen.

Bartholomäus: Wo holt er eigentlich den Most?

„Ein Mann ohne Falschheit“ (Joh 1,47), so wurde der hl. Bartholomäus von Jesus genannt! Die Legenden beschreiben ihn als sehr weisen und be-seelten Anhänger Jesu, zu dem er von Johannes dem Täufer geschickt wurde. Nach dem Pfingst-fest verbreitete der hl. Bartholomäus den Glauben vor allem in Persien und Armenien. Die *Legenda Aurea* beschreibt seine Tätigkeit dort mit zahlreichen Bildern aus der Landwirtschaft: „Dasselbst siehst du ihn mit dem Pflug seiner Zunge geistige Äcker pflügen, das Wort des Glaubens in die Tiefe der Herzen säen, das Paradies und den Weinberg des Herrn gründen, die Dornen der Unvernunft ausreißen, die Wälder der Gottlosigkeit ausroden“ (de Voragine 2007). Um das Jahr 50 n. Chr. wurde der hl. Bartholomäus in Armenien auf grausame Weise ermordet: Ihm wurde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen. Er wird in der Kunst daher häufig mit einem Messer und seiner abgezogenen Haut dargestellt. Sehr bekannt ist beispielsweise die Darstellung in der Sixtinischen Kapelle in Rom, wo auf der Haut des Apostels das Gesicht des Künstlers Michelangelo zu sehen ist.

Mit dem Fest des hl. Bartholomäus (24. August) beginnt die Zeit der Apfelernte. Die Äpfel sollen

bis zum Bartholomäustag nämlich den besten Geschmack erreichen. Und aus Äpfeln macht man nicht nur Kuchen und Mus, sondern bekanntlich auch Most. Früher mussten die Wirte am Bartholomäustag ihren Gästen sogar frischen Most vorsetzen. Konnten sie dies nicht, verloren sie für das laufende Jahr ihr Schankrecht. Daher auch der Spruch: „Dir zeig’ ich’s, wo der Bartl den Most holt“. Da es aber am Bartholomäustag noch keinen Traubenmost gab und der vorjährige Apfelmmost inzwischen sehr sauer war, war neuer Most noch sehr rar. Wer also wusste, wo der Bartl jetzt den Most holte, galt auch als besonders schlau!

In der Volksfrömmigkeit nimmt der hl. Bartholomäus eine besondere Rolle ein. Dies zeigt sich auch an der großen Zahl der Kirchenweihen, Jahrmärkte, Messen und Volksfeste am Bartholomäustag. Der Barthelmarkt in Oberstimm bei Ingolstadt gilt beispielsweise als das drittgrößte Volksfest Bayerns. Der Ursprung des Festes geht auf einen Pferdemarkt zurück, heute zieht es allerdings sehr viele Besucher eher in die Bierzelte, die bereits um sechs Uhr morgens brechend voll sind! Das Datum des Pferdemarktes am 24. August wurde wohl gewählt, weil ab diesem Zeitpunkt die Rösser nicht mehr am Hof und auf den Äckern benötigt wurden. Auch diente der

Verkauf von Rössern nun vielen Bauern dazu, die Futtervorräte über den Winter zu schonen, andere Bauern hatten indes nach getaner Feldarbeit jetzt erst genügend Zeit, um sich auf dem Barthelmarkt nach neuen Pferde umzuschauen.

Weil der Bartholomäustag das Ende des bäuerlichen Sommers kennzeichnet, galt er früher zugleich in vielen Gegenden als Herbstbeginn und deshalb auf dem Land auch als wichtiger Lostag für das Herbstwetter. Das Wetter an diesem Tag soll maßgebend für den ganzen Herbst sein, so eine alte Bauernregel: „Wie sich Bartholomäus verhält, so ist es den ganzen Herbst bestellt“. Und auch wie der Wind an diesem Tag steht und wie das Wetter an diesem Tag ist, so würde es ein Vierteljahr lang bleiben, sagten jedenfalls die Bauern. Sie waren ebenfalls davon überzeugt, dass ein schöner Bartholomäustag einen schönen Herbst bringen würde: „Ist an Bartholomä der Himmel offen, wollen wir auf gutes Herbst hoffen“.

Bis zum Bartholomäustag ist meist die Getreideernte abgeschlossen. Wenn aber der Bauer das Getreide bis zum Bartholomäustag nicht rechtzeitig einholt, legt es sich durch die Last der Ähren nieder und ist nur noch sehr schwer zu ernten. In vielen Gegenden muss bis zum Bartholomäustag deshalb die Ernte beendet sein, sonst werde

Bartholomäus, so eine verbreitete Meinung, das Getreide vernichten. Im Siegerland sagt man: „Wenn das Korn sich legt, Bartholomäus durch das Korn geht“. Und in Schleswig-Holstein heißt es, dass der hl. Bartholomäus das liegende Korn mit seinem Schimmel niedergeritten hat. Auch wenn der Hafer noch nicht gemäht ist, sagt der Volksmund, dass Bartholomäus kommt und ihn umknickt.

Kräutersammler und Wurzelgräber in Kärnten und Oberösterreich hielten früher die am Bartholomäustag gesammelten Kräuter und Wurzeln für besonders heilkräftig. Das Datum des Bartholomäustages (24. August) liegt ja auch mitten im sogenannten Frauendreißiger, der Zeit zwischen dem 15. August (Mariä Himmelfahrt) und dem 12. September (Mariä Namen). Nach altem Volksglauben seien die in diesen 30 Tagen gesammelten Kräuter besonders wirksam, ja ihre Heilwirkung sei sogar dreifach so stark, und die giftigen Pflanzen könnten in dieser Zeit keinen Schaden anrichten. Der Legende nach segnet nämlich die Gottesmutter in diesen vier Wochen die Erde. Manche Pflanzen, wie etwa die Blutwurz (Aufrechtes Fingerkraut, *Potentilla erecta*), sollen dem Brauch nach sogar ausschließlich im Frauendreißiger gesammelt werden, weil ihr Tee sonst keine Wirkkraft hät-

te. Und auch im Kalender des Klosters Tegernsee aus dem 15. Jahrhundert ist nachzulesen, dass die Kräuter für die Klosterapotheke in dieser Zeit gesammelt wurden.

Neben dem Kräutersammeln galt der Bartholomäustag auch für viele andere Arbeiten von Bauern und Gärtnern als wichtiges Datum. In einigen Regionen hieß es beispielsweise, man solle ab dem Bartholomäustag keine Brombeeren mehr essen, weil sie der hl. Bartholomäus beschmutzt habe, wie ihre weißblaue Färbung zeigt. Andernorts sagte man, dass der Bauer am Bartholomäustag nicht ackern soll, will er sich keinem Unfall aussetzen. Wieder in anderen Gegenden galt der Bartholomäustag als Merktag der Herbstsaat.

Auch für Genießer hat der Bartholomäustag eine wichtige Bedeutung, schließlich begannen an diesem Tag traditionell die kulinarischen Weihnachtsvorbereitungen: Die Gänse und Karpfen, die am Weihnachtstag verspeist werden sollten, wurden nun nämlich ausgewählt. Und auch der Butter, bei deren Herstellung man an diesem Tag den hl. Bartholomäus anrief, maß man in der Steiermark, in Kärnten und Oberösterreich, aber auch in der Schweiz und in Westfalen große Heilskraft zu. Diese „Bartlmäbutter“ wurde in der Kirche nämlich gesegnet und anschließend als Mit-

tel gegen Hals- und Leibschmerzen sowie gegen Schnittwunden eingesetzt. Wie dieser Brauch entstand, erklärt eine alte Legende: Eines Tages kam der hl. Bartholomäus mit seiner abgezogenen Haut in der Hand auf eine Alm. Die Sennerin rieb den geschundenen Märtyrer fürsorglich mit guter Butter ein, worauf dieser wieder in seine Haut schlüpfte, welche sofort wieder anwuchs.

Weil sich bis zum Bartholomäustag auch die Kohlköpfe schließen („Barthel schießt ins Kraut“) und auch viele andere Feldfrüchte und das Obst der Ernte entgegenreifen, gilt der hl. Bartholomäus in einigen Regionen auch als Patron der Ernte. Aus diesem Grund wurden mancherorts am Bartholomäustag auch Erntefeste gefeiert. Und auch als Winzerpatron wurde der hl. Bartholomäus verehrt. Deshalb wurde früher in Wien und in Niederösterreich am Bartholomäustag auch der neue Wein auf seine Qualität geprüft – vorausgesetzt natürlich, es gab genügend jungen Wein bzw. man wusste, woher der Bartl den Most holt!

Thomas: Kräuterrauch für Wissenschaftler

Thomas will's wissen! Und zwar ganz genau! Er analysiert Situationen exakt und stellt präzi-

se Fragen wie beispielsweise: „Herr, wir wissen nicht wohin du gehst. Wie sollen wir dann den Weg kennen“ (Joh 14,5). In die Geschichte ging der hl. Thomas aber nicht als Denker, sondern als Zweifler ein: „Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen. Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sprach zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert. Thomas, genannt Didymus (Zwilling), einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht die Male der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in die Male der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder versammelt, und Thomas war dabei. Die Türen waren verschlossen. Da kam Jesus, trat in ihre

Mitte und sagte: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger aus – hier sind meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (Joh 20,19–29).

Der arme Thomas! Von alters her gilt er wegen dieser Geschichte als die personifizierte Ungläubigkeit. Und das nur, weil er einmal gezweifelt hat. Er war zwar dabei, als Jesus die Fische und das Brot auf wundersame Weise vermehrte, er hat gesehen, wie Jesus die Kranken geheilt hat, und er weiß auch, dass er Wasser in Wein verwandeln kann. Aber gegenüber dem, was ihm da die anderen Apostel berichteten, wirken diese Wunder wie einfache Taschenspielertricks. Jesus soll von den Toten auferstanden sein! Nein, das war nun wirklich zuviel für Thomas.

Für viele Gläubige ist es sehr beruhigend zu wissen, dass gerade der hl. Thomas unter den zwölf Aposteln war. Jesus hat offensichtlich nicht nur die Super-Frommen und die Alles-Glauber um sich geschart. Nein, es scheint so, als ob an seiner Seite auch Platz für Skeptiker und Zweifler ist. Denn der hl. Thomas ist im Grunde ja nicht ein sich verweigernder Ungläu-

biger. Er ist vielmehr ein Realist. Er denkt wie ein Wissenschaftler, er will verifizierbare Fakten, er will empirische Beweise! Man könnte sogar sagen, dass der hl. Thomas der erste Theologe war, denn „Theologie begann, als der Apostel Thomas so seine Fragen hatte“ (Lütz 2007).

In seiner Predigt über die Tugenden, die in der *Legenda Aurea* überliefert ist, geht der hl. Thomas, der auch den Titel „Apostel der Bekehrung“ trägt, besonders genau darauf ein, wie man die Wahrheit erkennen kann, und er wählt dazu ein Beispiel aus der Botanik. Demnach braucht man vor allem „Verstand, damit du die Dinge verstehst, wenn man sie dir zeigt oder lehrt. Denn am Weinstock sind Holz, Blätter und Frucht, und doch ist es nur ein Weinstock. Auch im Haupt des Menschen sind vier Sinne: Sehen, Riechen, Hören und Schmecken; und doch ist es nur ein Haupt“ (de Voragine 2007). So spricht kein religiöser Fanatiker oder ein zweifelnder Agnostiker, sondern ein scharfsinniger Analytiker!

Um so mehr verwundert es, dass der Thomastag, der ursprünglich am 21. Dezember gefeiert wurde, mit einer Fülle abergläubischer Bräuche verbunden ist. Wenn man am Thomastag beispielsweise Gerste in einem Topf sät, könne man aus dem Verhalten der Sprösslinge während der

zwölf kommenden Lostage die Witterung der nächsten zwölf Monate voraussagen, so der Volksmund. Oder wenn Zweige, die man am Thomastag ins Wasser stellt, in der Heiligen Nacht blühen, so sei das von guter Vorbedeutung. Solche Weissagungen mittels Pflanzen waren früher weit verbreitet. Vor allem der Mauerpfeffer (*Sedum acre*), der auch Prophetenkraut genannt wurde, spielte bei der sogenannten Botanomanie (Kräuterweissagung) eine wichtige Rolle. Am Inn glaubte man beispielsweise, dass das Holz, das man am Thomastag schlägt, besonders lange hält. Der Thomastag galt nämlich nicht nur als der beste Tag zum Holzmachen im Jahreskreis, sondern vor allem zwischen elf und zwölf Uhr geschlagenes Holz würde nicht schwinden! Auch sagt man, dass junge Mädchen an diesem Tag mit Teig an den Händen die Bäume umarmen sollen, damit diese im kommenden Jahr besonders viele Früchte bringen.

Am Abend des Thomastages galt in manchen Gegenden ein Arbeitsverbot: In Böhmen feierte man sogar die „Langenacht“ mit Spiel, Tanz, gutem Essen und Trinken. Die reichliche Kost an diesem Termin galt als günstiges Vorzeichen für das neue Jahr. Weil am 21. Dezember die Sonnenwende ist, ist die Thomasnacht nämlich die längste Nacht des Jahres. Sie sollte auch seinen langen

Zweifel an der Auferstehung des Herrn symbolisieren.

Da diese Nacht aber wegen der Wintersonnwende auch ein wichtiges Datum für heidnische Völker war, ist sie auch mit einer Vielzahl abergläubischer Bräuche verbunden. So sollen in der Thomasnacht unheimliche Dinge und allerlei Unglück geschehen, weil Luzifer in dieser Nacht aus dem Himmel verstoßen wurde. Auch sagten die Alten, dass es in dieser Nacht die Toten aus ihren Gräbern dränge. Die Thomasnacht ist schließlich auch die erste Rauhnacht im Weihnachtsbrauchtum. In den Rauh Nächten, die seit jeher als Spuknächte galten, wurde früher über das kommende Jahr orakelt. Vor allem Wetterorakel für das neue Jahr waren in der Thomasnacht weit verbreitet.

Übrigens: Am Vorabend des Thomastages räucherte man in manchen Gegenden das Haus und den Stall mit dem Brand des Kräuterbuschens von Mariä Himmelfahrt. Dazu wurden Gebete gesprochen, um böse Geister zu vertreiben. Die Kräuter wurden dabei zusammen mit Weihrauch in eine Schale oder eine Pfanne gegeben und rauchend durch Haus, Stall und Hof getragen. Heute ist dieser fromme Brauch kaum noch verbreitet. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass nach der Kalenderreform des Zweiten Vatikani-

schen Konzils im Jahr 1969 der Festtag des Apostels auf den 3. Juli verlegt wurde, der von alters her als der Tag der Übertragung der Reliquien des hl. Thomas nach Edessa gilt.

Matthäus: Katholischer Pflanzenschutz mit Umweg

Der hl. Matthäus hieß ursprünglich Levi und erhielt seinen bekannteren Namen erst von Jesus. Er war Zöllner und diente damit der römischen Besatzungsmacht. Jesus aber ließ sich davon nicht beeindrucken und aß sogar mit ihm zusammen. Matthäus wurde schließlich zu einem seiner zwölf Apostel. Er gilt als der Verfasser des ersten Evangeliums, und obwohl er selbst nur an wenigen Stellen im Neuen Testament auftaucht, hat er dennoch eine wichtige Bedeutung für die Volksfrömmigkeit, wenn auch auf Umwegen:

„Schwere Unwetter zerstören Obstplantagen“, „Hagel, Sturm und Starkregen vernichten Ernte“, „Dürrewelle bedroht Waldbestände“, „Bauern klagen über Wassermangel und anhaltende Hitze“ – an solche und ähnliche Meldungen in den Medien haben wir uns mittlerweile schon gewöhnt. Im Zeitalter der Klimakatastrophen werden unangenehme Wetterkapriolen zur ständigen Bedrohung für Bauern und Gärtner. Unsere Vorfahren

hatten zur Vermeidung von ökologischen Katastrophen ein recht simples Klimaschutzkonzept. Sie vertrauten einfach auf die Wirkung des Wettersegens! Dieser wird vom 25. April (Fest des hl. Markus) bis zum 14. September (Fest der Kreuzerhöhung) in katholischen Kirchen nach der hl. Messe gespendet. Dabei bittet der Zelebrant den allmächtigen Gott: „Gib den Früchten der Erde Wachstum und Gedeihen. Beschütze unsere Felder, unsere Gärten und Fluren, unsere Wälder und Weinberge vor Unwetter, Hagelschlag und Verwüstung, vor verderblichem Regen und schädlicher Dürre“. Dieser feierliche Segen wird meist mit einer Kreuzpartikel gegeben: In einem oft kostbar gefassten Ostensorium bzw. Reliquiar ist das Stückchen Holz vom Kreuz Christi oder – sehr viel häufiger – ein Stückchen Holz, das mit einer echten Kreuzreliquie berührt wurde. Und hier kommt nun der hl. Matthäus ins Spiel. Dass man beim Wettersegnen nämlich eine Kreuzpartikel verwendet, liegt wohl an diesem Apostel und Evangelisten. In seinem Passionsbericht erzählt er nämlich von einem großen Unwetter, das über das ganze Land hereingebrochen sei, nachdem Jesus gekreuzigt worden war (Mt 27,45).

Der Überlieferung nach lebte der hl. Matthäus als Vegetarier. Nicht nur deshalb kannte er sich wohl mit Pflanzen recht gut aus. Nach der *Le-*

genda Aurea benutzte er auch in seinen Predigten anschauliche Bilder aus der Botanik und verglich beispielsweise das Paradies mit einem Garten, in dem weder Rosen noch Lilien welken und die Disteln keine Dornen haben.

Der Matthäustag (21. September) war für die Menschen früher ein wichtiger Lostag, da zu diesem Zeitpunkt die Herbststürme einsetzen und der Winter langsam beginnt. In Böhmen galt der Matthäustag gar als Anfang der rauen Jahreszeit. Sollte es an diesem Tag aber schönes Wetter haben, würde es noch einen Monat so bleiben: „Hat Matthäus schön' Wetter im Haus, so hält es noch vier Wochen aus“. Die Winzer hofften dann auf viel Wein. In Südtirol sagten sie: „Matthies macht die Trauben süß“. Und bei Hannover orakelten am Matthäustag die Mädchen mit Weizenkörnern über ihren zukünftigen Bräutigam, indem sie die Körner auf dem Wasser treiben ließen und die Strömungsrichtung zu deuten versuchten. Dem hl. Matthäus aber, der als Zöllner mit harten Zahlen und Fakten umzugehen hatte, wären diese Liebesorakel sicherlich recht merkwürdig vorgekommen.

Jakobus der Jüngere: Besser als Naturheilkunde!

Unter den Aposteln gibt es zwei mit dem Namen Jakobus. Zur Unterscheidung nennt man den einen Jakobus den Älteren und den anderen Jakobus den Jüngeren. Dies bezieht sich aber nicht auf das Lebensalter, sondern auf den Zeitpunkt ihrer Berufung. Jakobus der Jüngere wurde sogar sehr alt, während Jakobus der Ältere bereits ziemlich jung sterben musste. Trotz seines hohen Alters ist über Jakobus den Jüngeren und sein Leben aber nur recht wenig bekannt: Er war zeitweise Bischof von Jerusalem, hat möglicherweise auch in Ägypten missioniert und wurde wahrscheinlich mit einer Stange erschlagen. Mit dieser in der Hand wird er als Märtyrer in der Ikonographie oft dargestellt.

Der Festtag des hl. Jakobus, der auch den Beinamen „der Gerechte“ trägt, wird am 3. Mai gefeiert. Zu dieser Zeit ist der Winter endgültig vorüber, und man kann bereits die ersten Feldfrüchte ernten. Die Bauern sagen deshalb: „St. Jakob nimmt hinweg die Not, bringt erste Frucht und frisches Brot.“ Vor dem Jahr 1956 wurde der Jakobustag aber zwei Tage früher, nämlich am 1. Mai begangen. Dazu wurden die Häuser mit sogenannten Maien, also im Saft stehenden

Zweigen geschmückt. Ursprünglich galt die Birke (*Betula alba*) als die eigentliche Maie, weil dieser Baum als erster aus dem Winterschlaf erwacht. Zudem gilt die Birke als Symbol für Kraft, Lebenswillen, Trost und Heiterkeit. Und ihr Saft, ihre Rinde und ihre Blätter wurden von alters her in der Naturheilkunde eingesetzt.

Der hl. Jakobus steht aber noch auf eine zweite Art und Weise in einer sehr engen Beziehung zur Heilkunde. Die apostolische Kirche kennt nämlich einen eigenen Ritus für die Kranken, der vom hl. Jakobus bezeugt wird. Und darin wird freilich deutlich, dass er viel mehr auf die heilende Wirkung des Gebetes als auf die von Birkenrinde gesetzt hat: „Ist einer von euch krank? Dann rufe er die Presbyter der Kirche zu sich; sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben. Das gläubige Gebet wird den Kranken retten, und der Herr wird ihn aufrichten; wenn er Sünden begangen hat, werden sie ihm vergeben“ (Jak 5,14–15). Die Überlieferung hat übrigens in diesem, vom hl. Jakobus eingeführten Ritus eines der sieben Sakramente der Kirche erkannt (KKK, Nr. 1510), nämlich die Krankensalbung.

Thaddäus: Keine Gefahr durch einfache Bauern!

Der hl. Judas Thaddäus (Gedenktag 28. Oktober) wird meist nur Thaddäus genannt, um ihn nicht mit dem Verräter Judas Ischariot zu verwechseln. Bevor er von Jesus zum Apostel berufen wurde, war er ein einfacher Bauer. Auch seine Nachkommen bestellten in Galiläa ein paar Tagwerke Ackerland, wovon sie ihre Abgaben an den römischen Kaiser Domitian bezahlten. Eines Tages befahl dieser aber willkürlich, alle Abkömmlinge von König David zu töten. Auch die Enkel des hl. Thaddäus, der ja mit Jesus verwandt und daher aus dem Stamme Davids war, wurden deshalb vor Domitian geführt. Misstrauisch wie er war, befragte er sie über ihre Abstammung, über den Messias und über dessen Königtum. Sie antworteten mit größter Aufrichtigkeit und zeigten ihre Hände, die von der harten Arbeit auf dem Feld voller Schwielen waren. Und sie erklärten, dass Jesus wahrhaft der Messias sei, aber sein Reich sich erst am Ende der Welt in vollem Glanze zeigen werde, wenn er wiederkomme, zu richten die Lebenden und die Toten. Überzeugt, dass diese einfachen Menschen vom Land ihm nicht gefährlich sein können, schickte der Kaiser sie wieder auf ihren Hof zurück. Später sollten sie

dort zu Priestern geweiht werden, so erzählt es uns jedenfalls eine sehr alte Legende.

Vom Schicksal seiner Nachkommen erfuhr Thaddäus leider nichts mehr. Er starb bereits sehr früh den Märtyrertod. Bis zu seinem letzten Atemzug wollte der heißblütige Missionar den Menschen das Evangelium verkünden. Dies drückt sich auch im einzigen Satz aus, der uns vom hl. Thaddäus überliefert ist. Beim Letzten Abendmahl fragte er Jesus: „Herr, wie kommt es, dass du dich uns offenbaren willst und nicht der Welt?“ (Joh 14,22).

Der hl. Thaddäus, der für Christus das Evangelium in Syrien, Mesopotamien, Persien und Armenien verkündet hat, sprang schon früher als Ersatz für Jesus ein. So berichtet die Legenda Aurea, dass der König von Edessa eines Tages Jesus einen Brief schrieb, weil er gehört habe, dass Jesus ohne Kräuter kranke Menschen heilen könne. Der König bat ihn, zu ihm zu kommen und sein Siechtum zu lindern. An Christi Statt wurde Thaddäus zum König gesandt und heilte diesen – ebenfalls ohne Kräuter!

Zum Thaddäustag sind uns von den Alten einige Bauernregeln überliefert, wie beispielsweise: „Bevor dich Simon-Judas schaut, pflanze Bäume, schneide Kraut“ oder „Schneid’ das Kraut, bevor es Juda klaut“. In der Volksfrömmigkeit setzte die

Verehrung des hl. Thaddäus aber erst relativ spät ein, eigentlich erst seit dem beginnenden 19. Jahrhundert. Seitdem wird er, der auch „der Beherzte“ genannt wird, meist bei schweren Anliegen und in besonders aussichtslosen Situationen um Hilfe angerufen. In der Litanei zum hl. Thaddäus wird er sogar „mächtiger Fürbitter“ genannt. Und es wird berichtet, dass der Heilige stets geholfen habe (Auer 1955)! Demnach gilt: Auch wenn vom einfachen Bauern keine politische Gefahr für das Römische Reich ausging, sein Segen für das einfache Volk ist dennoch mächtig.

Simon: Von Waldkräutern und Holzfällern

Der Hl. Simon wird auch „der Eiferer“ genannt. Dieser Beiname ist auf seine politischen Aktivitäten zurückzuführen, bevor er Jesus kennenlernte und ihm nachfolgte. Simon gehörte nämlich zu den Zeloten, die eine gewaltsame Veränderung der politischen Zustände betrieben. Er verachtete sowohl die Römer, die das Land besetzten, als auch alle, die mit den Römern zusammenarbeiteten, wie etwa die Zöllner. Er bewunderte aber Jesus, weil er in ihm vor allem einen politischen Erlöser sah. Aber Jesus lehrte Simon nicht den Freiheitskampf mit Waffen, sondern das Verzei-

hen. Die Worte der Bergpredigt bewegten Simon schließlich so sehr, dass die Barmherzigkeit in ihm siegte und aus dem Eiferer für die Revolution ein Eiferer für das Himmelreich wurde. Dafür bezahlte er aber letztlich mit seinem Leben. Er starb den Märtyrertod, als er bei lebendigem Leib zersägt wurde. In der Kunst wird er deshalb meist mit einer Säge dargestellt, und er gilt daher auch als besonderer Patron der Holzfäller und Waldarbeiter.

Gerade die Waldkräuter mit ihren besonderen Wirkstoffen spielten schon immer eine wichtige Rolle in der Naturheilkunde. Seit jeher haben unsere Vorfahren in den Wäldern beispielsweise nach Arzneibaldrian (*Valeriana officinalis*), Frauenmantel (*Alchemilla*) oder Girsch (*Aegopodium podagraria*) gesucht. Von diesen und anderen Kräutern haben sie sich vor allem Heilkraft versprochen, denn Gewürzpflanzen, wie etwa den Bärlauch (*Allium ursinum*), beherbergt unser Wald kaum. Allerdings war das Sammeln von Wildkräutern, die zu Gemüse, Salaten oder Suppeneinlagen verwendet wurden, weit verbreitet. So aß man etwa die jungen Brennnesselblätter (*Urtica*) als Spinatersatz, in der Suppe oder als Salat. Und die Wurzeln und Sprosse der auf Lichtungen wachsenden Klette (*Arctium*) und der Kratzdistel (*Cirsium*) wurden als Gemüse zubereitet. Eine Fülle solcher Verwendungs-

möglichkeiten heimischer Waldkräuter ist uns überliefert. Bereits in den Kräuterbüchern des Mittelalters wird detailliert über unsere Waldheilpflanzen berichtet. So wurden früher Lungenkraut (*Pulmonaria officinalis*), Schlüsselblume (*Primula officinalis*), Veilchen (*Viola*), Efeu (*Hedera helix*) und Isländisches Moos (*Cetraria islandica*) bei Atemwegserkrankungen angewandt, Waldmeister (*Galium odoratum*) galt als Mittel gegen Durchblutungsstörungen, Weißdorn (*Crataegus*) soll die Durchblutung der Herzkranzgefäße verbessern, Heidekraut (*Erica*) wurde als harntreibendes Mittel eingesetzt, Wurmfarne (*Dryopteris*) wurden gegen Bandwürmer und Misteln (*Viscum*) bei hohem Blutdruck und gegen Tumore verwendet.

Bei schweren Krankheiten und Unfällen helfen aber selbst die besten Waldheilkräuter nicht mehr. Ja, manchmal hilft sogar nur mehr der Glaube. Auf eine solche Begebenheit ist eine Simon-Wallfahrt in Bayern zurückzuführen, bei der sich der Apostel wieder einmal als Schutzpatron der Holzfäller und Waldarbeiter zeigte: Im Jahr 1590 entdeckte ein Bauer an einer Straße ein hölzernes Bild des hl. Simon und brachte es in die nahegelegene Pfarrkirche. Aber am folgenden Tag stand es wieder am alten Platz an der Straße. Daraufhin errichtete der Bauer dort eine Kapel-

le aus Holz und stellte das Bild darin auf. Zum Wallfahrtsort wurde das Kirchlein, nachdem eines Tages der Sohn des örtlichen Zimmermanns vom Baum stürzte und wie tot liegenblieb. Auf wundersame Weise wurde der Bub aber wieder gesund, nachdem der Vater dem hl. Simon eine neue Kapelle versprach und diese auch baute.

Der Gedenktag des hl. Simon ist der 28. Oktober. Dieses Datum markiert in vielen Regionen das Ende der Weidezeit und war auch ein Los-tag für den Winteranfang. In Ungarn sagt man beispielsweise: „Es naht der Simontag, weh dem, der nur eine Unterhose hat“. In einigen Gegenden galt der Simontag sogar als wahrer Unglückstag. Ein Grund dafür war die Annahme, dass an diesem Tag die Sintflut angefangen habe. Auch die Tage vor Simoni galten mancherorts als unsäglich. So war beispielsweise in Lettland in den vier Wochen von Michaeli bis zum Simontag das Dreschen verpönt.

Aber nicht überall war der Simontag so gefürchtet. Mancherorts galt er als geradezu ideal, um beispielsweise das Getreide auszubringen. Eine alte Bauernregel lautet nämlich: „Wer Weizen sät am Simonstag, dem trägt er goldene Ähren ohne Frag“. In Österreich gab es am Simontag mancherorts sogar einen Simon-Markt, zudem das Simonbrot, ein leichtes Vollkornbrot aus Roggen

und Weizen, gebacken wurde. Und noch eine andere Gabe hält der Patron der Holzfäller und Waldarbeiter bereit: Holz, das im Oktober vor dem Simonitag bei Neumond geschlagen wird, soll sogar dem Feuer widerstehen!

Übrigens: Auch der Familienname Siemens leitet sich nach einer der gängigen Erklärungen vom Apostelnamen Simon ab. Wer genau hinschaut, kann im Wappen der Familie Siemens das Fellrißkraut (*Malva Alcea* L.) erkennen, das im Volksmund auch Simonskraut oder Simonswurz genannt wird. Es war in früheren Zeiten als *Herba Simeonis* eine beliebte Arzneipflanze. Und noch heute soll man nach altem Brauch am Simonitag die Simonswurz sammeln, weil sie dann besonders heilkräftig sei.

Judas: Warum der Holunder stinkt ...

Er ging als der wohl bekannteste unter allen Verrätern in die Geschichte ein: Judas aus Kerijot, einem Ort in Judäa. Er lieferte Jesus an die Hohenpriester aus. Kurz zuvor hatte Jesus ihm beim Letzten Abendmahl auf den Kopf zugesagt, dass er ihn verraten werde. Nachdem Jesus verhaftet wurde, beging Judas bekanntlich Selbstmord. Er soll sich der Legende nach an einer Weide oder an einem Holunderbaum erhängt haben. Beide Bäume galten

deshalb lange Zeit als verflucht. Die Weide (*Salix*) werde wegen dieser sündhaften Tat hohl und berste. Der Holunder (*Sambucus*), der als Baum oder Strauch wächst und früher in jedem Bauerngarten zu finden war, verbreite deshalb einen unangenehmen, ja manchmal sogar stinkenden Geruch. Der am Holunderbaum wachsende Schwamm (*Auricularia auricula-judae*) wurde früher sogar als Judasohr bezeichnet. Diesen dunkelbraunen, lappenartigen und etwas zähen Pilz kennen heute die meisten Menschen vom Besuch im China-Restaurant.

Als Tag seines Suizids hat uns der Volksmund den 30. April überliefert. Dieser Tag zählt deshalb zu den sogenannten verworfenen Tagen. Sie wurden auch Schwendtage oder lateinisch *Dies aries* genannt. An ihnen durfte man weder etwas Neues beginnen noch auf Reisen gehen. Als Judastag galt aber auch der 1. April, der Legende nach der Tag seiner Geburt. Andernorts wurde der 14. Juli oder der letzte Novembertag als sein Geburtstag angegeben. Und in der Oberpfalz nannte man sogar den siebten Tag eines jeden Monats einen Judastag. Übrigens: Einer Legende nach darf Judas einmal im Jahr für eine Nacht die Hölle verlassen, um sich an einem Eisberg abzukühlen.

Als Judasfeuer bezeichnet man in einigen Gegenden das Entzünden von großen Holzscheiten am Karsamstag. Mancherorts werden in diesem

Judasfeuer auch die alten Kräuterbuschen des Vorjahres verbrannt. Das Judasfeuer soll auch Hagel-
schlag abwenden und die Fruchtbarkeit der Äcker
fördern. Die Kohlen aus dem abgebrannten Judas-
feuer steckte man früher in die Felder zu den Win-
tersaaten, um sie gegen Mäusefraß zu schützen
oder um das Wachstum und die Güte des Korns zu
fördern. Auch zum Anmachen des Saatgetreides
wurden diese Kohlen verwendet. In der Oberpfalz
wurde auch ein großer, behauener Holzklotz, den
man Judas nannte, an diesem Feuer angesenkt und
nach Hause getragen, wo aus ihm kleine Kreuze
geschnitzt wurden, die an Hof und Haus und auf
die Felder gesteckt wurden.



Kräuterpatrone*

Heilige(r)	Patronat	Attribut
Adalhard (2.1)	Gärtner	im Garten grabend
Afra (7.8.9)	Heilkräuter	Fichtenzapfen
Antonius (17.1)	gegen Hautkrankheiten	Schwein, Teufel
Blasius (3.2.)	Ärzte, gegen Halsleiden	Bischofsstab, Mitra, gekreuzte Kerzen
Dorothea (6.2.)	Blumengärtner, Blumenhändler	Korb mit Äpfeln u. Blumen
Elisabeth v. Thüringen (19.11.)	Bäcker, Bettler	Korb mit Rosen
Franz v. Assisi (4.10.)	Umweltschutz, Blumen	Kruzifix, Totenkopf, Taube
Gertrud v. Nivelles (17.3.)	Gärtner, Garten- u. Feldfrüchte	als Äbtissin, mit Mäusen
Hemma v. Gurk (27.6.)	gegen Krankheiten u. Augenleiden	Rose
Hermann Joseph v. Steinfeld (21.5.)	Mütter, Kinder	Kelch mit Rosen
Jakobus d. Ä. (25.7.)	Apotheker, Drogi- sten, Ernte v. Äpfeln und Feldfrüchten	als Pilger, Muschel
Johannes d. Täufer (24.6., 29.8.)	Bauern, gegen Kopfweh	Fellgewand, Lamm, Kreuzstab

★ Auswahl

Joseph (19.3.)	Kirche, Familie, Bayern	Lilie
Kamillus (14.7.)	Kranke, Krankenpfle- ger, Spitäler	Rotes Kreuz
Katharina v. Alexan- drien (25.11.)	Krankenhäuser, Feldfrüchte	zerbrochenes Rad, Buch, Schwert, Krone
Klara v. Assisi (11.8.)	gegen Fieber u. Au- genkrankheiten	Lilie
Kosmas u. Damian (26.9.)	Apotheker, Ärzte, Drogisten	medizinische Instru- mente, Arzneimittel- behälter
Margareta v. Antio- chia (20.7.)	Fruchtbarkeit der Natur, Bauern	kleines Kreuz, Dra- che, Fackel, Kamm
Maria Magdalena (22.7.)	Gärtner, Winzer, Salbenmischer	unter dem Kreuz, Salbgefäß
Maria, Mutter des Herrn (zahlreiche Gedenktage)	Kräuter, Bayern	mit Kind
Notburga v. Hoch- hausen (15.9.)	Hochhausen	ohne Arm, mit Schlange, die ihr Kräuter reicht
Patrick (17.3.)	Irland, gegen Unge- ziefer	Kleeblatt
Rita (22.5.)	in aussichtslosen Situationen	Rosen
Rochus v. Montpellier (16.8.)	Ärzte, Apotheker, Bauern, Gärtner, Krankenhäuser	mit Pestbeule am Schenkel, als Pilger, Hund mit Brot
Rosa v. Lima (23.8.)	Gärtner, bei Verlet- zungen u. Ausschlag	Kranz von Rosen, Rosenstrauß

Kräuterapostel*

Apostel	Patronat	Attribut	Pflanze
Petrus (29.6.)	Wetter, gegen Tollwut, Fieber u. Schlangenbisse	Schlüssel, Schiff, Buch, Hahn, umgedrehtes Kreuz	Abbiskraut, Flachs, Goldrute, Kräuter, Kohl, Kreuzenzi- an, Mutterkraut, Rettich, Schlüssel- blume
Andreas (30.11.)	für Kindersegen, ge- gen Gicht, Halsweh, Krämpfe u. Rotlauf („Andreaskrankheit“)	ohne Schuhe, Strick, Fisch, X-förmiges Kreuz	Birke, Efeu, Esche, Flieder, Kastanie, Weide, Weizen, Zwiebel
Jakobus d. Ä. (25.7.)	Apotheker, Drogi- sten, Wetter, Ernte v. Äpfeln u. Feldfrüch- ten, Getreidewachs- tum, gegen Rheuma	als Pilger, Muschel, Hut	Apfel, Birne, Eichel, Gemüse, Getreide, Heidel- beere, Jakobsblu- me, Jakobskee, Jakobskraut, Jakobsilie, Kartof- fel, Kohl, Linsen, Pfirsichweide, Roggen, Schnitt- lauch, Sperrkraut, Wegwarte, Wein- rebe, Wirsing
Johannes (27.12.)	für gute Ernte, gegen Hagel u. Vergiftun- gen, Korbmacher, Winzer, Wetter	Kelch m. Schlange, Ölkessel	Gerte, Johannis- kraut, Weinrebe, Weizen
Philippus (3.5.)	Gerber, Konditoren	Buch, Brotlaib T-förmiges Kreuz	Getreide

★ Auswahl

Bartholomäus (24.8.)	für gute Ernte, Bauern, Winzer, gegen Haut- u. Nervenkrankheiten	Messer, Buch, abgezogene Haut	Apfel, Brombeere, Getreide, Hafer, Kohl, Obst, Weinrebe
Thomas (3.7.)	gegen Rückenschmerzen u. Augenleiden	Bart, Schwert, Lanze, Winkelmaß	Bäume, Gerste
Matthäus (21.9.)	bei unheilbaren Krankheiten	Engel, Schwert	Weinrebe, Weizen
Jakobus d. J. (3.5.)	Walker, Tuchmacher, Bäcker u. Konditoren	Stange	Birke
Thaddäus (28.10.)	in schweren Nöten u. verzweifelten Situationen	Buch, Keule, Hellebarde	Kraut
Simon (28.10.)	Holzfäller, Waldarbeiter	Säge, Keule, Beil	Waldkräuter, Bäume, Weizen, Fellrisskraut
Judas		Geldbeutel, rote Haare	Getreide, Holunder, Weide
Matthias (24.2.)	gegen Keuchhusten	Schwert, Beil, Hellebarde, Steine	Efeu, Obstbäume

Quellen

von Arx, W.: Johannes. In: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung. Freiburg u.a. 2003, Sp. 760–765

von Au, F.: Bauernregeln und Naturweisheiten. München 1999

Auer, L.: Heiligen-Legenden. Donauwörth 1955

Bächtold-Stäubli, H.; Hoffmann-Krayer, E. (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. 10 Bde. Berlin 1927–1942

Baum, K.: Altbayerische Bräuche und Feste. Schrobenhausen 2008

Beinert, W.; Petri H. (Hrsg.): Handbuch der Marienkunde, Bd. 2. Regensburg 1997

Bieger, E.; Zimmermann, H.: Heilige und ihre Feste. Entstehung – Bedeutung – Brauchtum. Kevelaer 2004

Crvenka, M.: Marias Pflanzen. Annweiler 2008

Dahlhaus, J.: Notburga. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 7. Freiburg 2006, Sp. 922

de Voragine, J.: Legenda Aurea. 15. Auflage. Gütersloh 2007

Facius, G.: Die neue Volksfrömmigkeit. In: Welt Online, 15.08.2008

Feldmann, Ch.: 77 wilde Kräuter für die Gottesmutter. In: Katholischer Volks- und Hauskalender 1993, S. 96–97

Fenzl, F.: Heilige Orte in Bayern. München 2008

Fink-Henseler, R.: Naturrezepte aus der Hausapotheke. Bindlach 1996

Fischer, A.: Feste und Bräuche in Deutschland. Fränkisch-Crumbach 2004

Franz, A.: Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Bd. I u. II. Freiburg 1909.

Frei, H.: Brauchtum und Dorfkultur. In: Frei, H.; Stettmayer, F.: Die Stauden. Porträt einer Landschaft in Bayerisch-Schwaben. Augsburg 2006, S. 132–145

Friedrich, T.: Hexenkräuter. Wissenschaft und Mythos. Hekt. Manuskript, Universität Wien, 2002

Fuchs, F.: Bauernregeln. Altes Wissen rund um Feld und Garten, Bauernmedizin und Brauchtum. Augsburg 2009

Giesen, H.: Matthäus. In: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung. Freiburg u.a. 2003, Sp. 1115–1116

Göttl, B.: Der Salzburger Jahreskreis. Lostage, Kräuter und Heilige. Salzburg/Wien 2001

Grün, A.: Fünfzig Helfer in der Not. Die Heiligen fürs Leben entdecken. Freiburg 2002

Gschwind, L.: Bitte für uns! Geschichten um Heilige und ihre Patronate. Augsburg 2002

Gschwind, L.: Ein Marienlied zum Trost. Wie das Lied „Segne Du, Maria“ entstanden ist. In: Klerusblatt. Zeitschrift der katholischen Geistlichen in Bayern und der Pfalz. Heft 9/2002, S. 207

Gschwind, L.: Glauben feiern. Christliche Bräuche im ganzen Jahr. Augsburg 2001.

Gschwind, L.: Jedes Wetter ist Gottes Wetter. Die Bitte um den Segen für Felder und Wald bleibt aktuell. In: Katholische Sonntagszeitung für das Bistum Augsburg. Nr. 26/2009, S. 28

Heintze, A.; Cascorbi, P.: Die deutschen Familiennamen. Geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle/Berlin 1933

Herrmann, H.: Lexikon der kuriosesten Reliquien. Berlin 2003

Hertzka, G.; Strehlow, W.: Große Hildegard-Apotheke. Stein am Rhein 2007

Hierzenberger, G.; Nedomansky, O.: Erscheinungen und Botschaften den Gottesmutter Maria. Vollständige Dokumentation durch zwei Jahrtausende. Augsburg 2005

Hill, J.: Das heilige Kraut oder die Kräfte der Salbey zur Verlängerung des menschlichen Lebens. Bielefeld 1978

Hilpert, M.: Basilikum im Strumpf. Kräuter spielen im Volksglauben eine große Rolle. In: Katholische Sonntagszeitung für Deutschland. Nr. 32/2008, S. 26

Hilpert, M.; Wörner, D.: Kräuterbrauchtum in der Volksfrömmigkeit. Mit Würz- und Heilpflanzen durch Kirchenfeste, Feiertage und Klostergärten. Konradshofen 2008

Hilpert, M.; Wörner, D.: Kräuterbuschen und Kränze. Pflanzen spielen eine wichtige Rolle bei Festen im Kirchenjahr. In: Katholische Sonntagszeitung für Deutschland. Nr. 32/2007, S. 3

Hilpert, M.; Wörner, D.: Kräuterheilige. Kräuterlegenden und Kräutersegen rund um unsere Schutzpatrone. Konradshofen 2009.

Hilpert, M.; Wörner, D.: Kräuterregion Stauden. Eine Radwanderung durch Brauchtum, Botanik, Heilkunst und Küche. Augsburg 2007

Hofmann, W.: Unsere Heiligen als Schutzpatrone. Legenden und Biographien. Wiesbaden 2004

Imbach, J.: Der Heilige Schein. Heiligenverehrung zwischen Frömmigkeit und Folklore. Würzburg 1999

Imkamp, W. (Hrsg.): Die Wallfahrt Maria Vesperbild. Augsburg 1995

Imkamp, W.: Eine katholische Liebeserklärung an die Schöpfung. Durch das Gebet leuchtet das Kräutera Brauchtum in der Volksfrömmigkeit in den richtigen Farben. In: Die Tagespost. Katholische Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur. 14. August 2008, Sonderdruck

Imkamp, W.: Moment mal! Durch die Bibel gesagt. Augsburg 2003

Imkamp, W.: Segen bei eBay? In: Katholische Sonntagszeitung für das Bistum Augsburg. Nr. 52/53/2009, S. 8

Jöckle, C.: Das große Heiligenlexikon. Köln 2003

Katechismus der Katholischen Kirche. 2. Aufl. Wien u.a. 1997

Kaufmann, P.: Brauchtum in Österreich. Feste, Sitten, Glaube. Wien/Hamburg 1982

Keller, P. (Hrsg.): Glaube & Aberglaube. Amulette, Medaillen und Andachtsbildchen, Katalog zur 36. Sonderchau des Dommuseums Salzburg, 21.05.–26.10.2010, Salzburg 2010

Kirchhoff, H.: Christliches Brauchtum. Feste und Bräuche im Jahreskreis. München 1995

Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung: Direktorium über die Volksfrömmigkeit und die Liturgie. Grundsätze und Orientierungen. Bonn 2001

Koren, H.: Volksbrauch im Kirchenjahr. Salzburg/Leipzig 1935

Kramer von Reisswitz, C.: Nothelfer und Schutzpatrone. Heilige als Medien zur Fürbitte bei körperlichen Leiden. In: Katholische Sonntagszeitung für das Bistum Augsburg. Nr. 35/2008, S. 28

Laurentin, R.: Lourdes. Histoire authentique des apparitions. 6 Bde. Paris 1961–1964

Liturgische Institute Salzburg, Trier, Zürich (Hrsg.): Benediktionale. Studienausgabe für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes. 14. Aufl. Freiburg 2004

Lurz, F.: Dorf und Stadt als liturgischer Raum. Prozessionen und Umgänge. In: Magnificat. Das Stundenbuch. Heft 5/2008, S. 361–365

Lütz, M.: Gott. Eine kleine Geschichte des Größten. München 2007

Madejsky, M.: Alchemilla. Eine ganzheitliche Kräuterheilkunde für Frauen. München 2000

Mai, S.: Pfarrbrief Frickenhausen. Nr. 8/9, 1991

Marzell, H.: Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben. Leipzig 1922

Mayer, J.G.; Goehl, K.: Kräuterbuch der Klostermedizin. Der „Macer Floridus“. Medizin des Mittelalters. Holzminden 2003

Mayer, J.G.; Uehleke, B.; Saum, K.: Handbuch der Klosterheilkunde. München 2002

Müller, P.G.: Matthias. In: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung. Freiburg u.a. 2003, Sp. 1117–1120

Mussinghoff, H.: Homilie zum Fest Allerheiligen. In: Magnificat. Das Stundenbuch. Heft 11/2008, S. 17–20

Nersinger, U.: L'Erba Santa – Das Heilige Kraut: Die Päpste und der Tabak. In: Zenit. Die Welt von Rom aus gesehen. Ausgabe vom 5. April 2008

Obereder, I.; Obereder, H.: Weihwasser und andere christliche Heilmittel. St. Andrä-Wördern 2007

Pontificia Università Lateranense (Hrsg.): Bibliotheca Sanctorum. 13 Bde. Rom 1961–1970

Pörnbacher, H.: Johannes ist sein Name. Lindenberg 2007

Pötzl, W.: Brauchtum. Von der Martinsgans bis zum Leonhardsritt, von der Wiege bis zur Bahre. Augsburg 1999

Potzmann, C.: Erdrauch – *Fumaria officinalis*. In: Homöopathie-Bulletin. Heft 04/2009, S. 3

Raab, H.M. (Hrsg.): Der Oberbaierische Fest-Täg- und Alte-Bräuch-Kalender 2010. Iffeldorf 2009

Rausch, A.; Lotz, B.: Dumonts kleines Kräuterlexikon. Eggolsheim 2004

Rhomberg, H.-P.: Heilige und die Kunst des Heilens. Lindenberg 2008

Sandherr, S.: Hortus conclusus und Paradiesgärtlein. Der Garten als religiöses Symbol. In: Magnificat. Das Stundenbuch. Heft 08/2009, S. 344–348

Saum, K.: Gesegnetes Kraut – gebündeltes Heil. In: Katholisches Sonntagsblatt. Heft 33/2008, S. 10–12

Scheingraber, W.: Das Bauernjahr. Innsbruck 1977

Schmelz, B.: Heiligenverehrung in Lateinamerika. In: Pohlmeier-Jöckel, M. (Hrsg.): Heilige: Die lebendigen Bilder Gottes. Berlin u.a. 2002, S. 37–47

Schmidt, M.: Hildegard von Bingen. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 5. Freiburg 2006, Sp. 106–107

Schmidt, P.: Volkskundliche Plaudereien. Bonn 1941

Schmidt, S.: Geweihte Kräuter im Odenwald und ihre Volksnamen. Eine Bestandsaufnahme des traditionellen Brauchs. Lorsch 1992

Schönfeldt, S.: Das große Ravensburger Buch der Feste & Bräuche. Ravensburg 1980

Schott, A.: Das vollständige Römische Meßbuch. 10. Aufl. Freiburg 1949

Schreiber, A.W.: Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. Heidelberg 1829

Schuster, A.: Markt Wald – Heimatchronik. Markt Wald 1983

Schwank, B.: Ysop. In: Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 10. Freiburg 2006, Sp. 922

Schwegler, M.: Kult-Management. Die schwäbische Wallfahrtskirche Maria Vesperbild. In: Doering-Manteuffel, S. (Hrsg.): Augsburger Volkskundliche Nachrichten. Nr. 16. Heft 2/2002, S. 67–72

Sichelschmidt, K.: Recht aus christlicher Sicht oder obrigkeitlicher Gesetzesbefehl. Tübingen 1995

Siemons, St.: Die heilige Afra im Heilbrauchtum. In: Heimatverein für den Landkreis Augsburg (Hrsg.): Jahresbericht 2003/2004. Augsburg, S. 381–394

Siemons, St.: Frömmigkeit im Wandel. Veränderungen in den Formen der Volksfrömmigkeit durch Aufklärung und Säkularisation. Augsburg 2002

Societas Bollandiensis (Hrsg.): Acta Sanctorum. 67 Bde. Paris 1643–1940

Stadlbauer, F.: Realien der Marienverehrung im profanen Bereich. In: Beinert, W.; Petri, H. (Hrsg.): Handbuch der Marienkunde. 2. Aufl. Bd. 2. Regensburg 1997, Sp. 527–554

Stadler, J.E.; Heim, F.J.; Ginal, J.N. (Hrsg.): Vollständiges Heiligen-Lexikon. Augsburg 1858–1882

Staudinger, S.: „Segne Du, Maria ...“. Wie dieses Lied entstand. Zum Gedenken an Kordula Wöhler. Matrei 2003

Steimer, B.: Judas Thaddäus. In: Lexikon der Heiligen und der Heiligenverehrung. Freiburg u.a. 2003, Sp. 851–852

Stein, B.: Die Heiligen in Österreich. Salzburg 2004

Stephani, S.: In der Nachfolge Christi. In: Katholische Sonntagszeitung für das Bistum Augsburg. Nr. 47/2008, S. 31

Theissen, U.: Die „Passionsblume“ (Passioflora) und ihre Namen in der slawischen Sprache. In: Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Wiener slavistisches Jahrbuch. Bd. 52/2006, S. 213–224

Ulydert, M.: Verborgene Kräfte der Pflanzen. München 1984

Werfer, A.; Steck, F.X.; Lander, Ph.B.: Große illustrierte Heiligenlegende auf alle Tage des Jahres. Ulm 1858

Widauer, S.: Marienpflanzen, Der geheimnisvolle Garten Mariens in Symbolik, Heilkunde und Kunst. Baden und München 2009

Wolf, H.M.: Brauchbares. In: Schaufenster Volkskultur. Nachrichten zur Volkskultur in Niederösterreich. Heft 4/2008, S. 4–5

Zerbe, R.M.: Christliche Feste und Bräuche im Kirchenjahr. Kempen 2006

Danksagung

Meinen ersten Dank möchte ich dem Verein „Kräuterregion Stauden“ aussprechen, denn die sehr anregende und inspirierende Zusammenarbeit mit ihm ist die Grundlage dieses Buches. Dessen unermüdliche Aktivitäten waren der Ansporn für mich, ihn im Rahmen meiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Universität Augsburg zu unterstützen. So entstanden im Laufe der Jahre mehrere kleine Publikationen zu ausgewählten Kräuterthemen.

Diese vom Verein „Kräuterregion Stauden“ herausgegebenen Schriften wären nicht ohne die Unterstützung zahlreicher Mithelfer erschienen. So danke ich besonders Frau Daniela Schneider M.A. für die aktive Recherche und die inhaltlichen Anregungen. Ein weiterer großer Dank geht an Herrn Prälat Dr. Wilhelm Imkamp, dem Direktor der mittelschwäbischen Wallfahrt Maria Vesperbild, für die theologische Beratung. Ebenfalls zu Dank verpflichtet bin ich Herrn Dipl.-Ing. (FH) Jochen Bohn und Herrn Dipl.-Des. (FH) Hartmuth Basan für den kreativen und technischen Beistand, der Tagespost für die finanzielle Unterstützung, Herrn Prof. Dr. Walter Pötzl für die Brauchtumsberatung sowie allen weiteren fleißigen Händen und Köpfen, die

mich in den vergangenen Jahren in meiner Forschung über das Kräuterbrauchtum in der Volksfrömmigkeit unterstützt haben.

Die Fülle regionaler Bräuche und Traditionen, Gebete und Segnungen sowie Legenden und Erzählungen rund um die Kräuter können freilich kaum vollständig in diesem Buch wiedergegeben werden. Die Leser mögen es mir daher verzeihen, wenn einzelne lokale Besonderheiten nicht die gewünscht ausführliche Erwähnung finden. Der reichhaltige Fundus des Kräuterbrauchtums in der Volksfrömmigkeit ist aber gleichsam auch ein besonderer Schatz unserer Kultur und unseres Glaubens. Diesen zu bergen und darzustellen war mir ein besonderes Anliegen.



MARKUS HILPERT

Dr. habil., geboren 1970, lehrt und forscht am Institut für Geographie der Universität Augsburg. Der Privatdozent hat maßgeblich am Aufbau der Kräuterregion Stauden mitgewirkt, zahlreiche Publikationen zum Kräuterbrauchtum in der Volksfrömmigkeit veröffentlicht sowie lokale und regionale Kräuterwanderpfade, Kräuterradtouren, Kräuterlehrgärten oder Kräuterfeste entwickelt und bei deren Umsetzung unterstützt. 2009 wurde er für seine Projektarbeit im Bereich Tourismus mit dem bundesweiten TheoPrax-Preis ausgezeichnet.



Rosmarin im Brautstrauß, Kräuter-
suppe an Gründonnerstag, Kräuter-
buschen an Mariä Himmelfahrt – Kräuter
und Heilpflanzen sind tief in der Volks-
frömmigkeit verwurzelt. Welche Rolle die
Kräuter von alters her im christlichen
Brauchtum spielen, das erzählt Markus
Hilpert in seinem neuen Buch. Aus der
Bibel und aus Heiligenlegenden hat er
Wissenswertes zutage gefördert, das er in
kurzen, humorvoll präsentierten Kapi-
teln zusammenfasst. Eine Fundgrube für
Freunde des Brauchtums und Liebhaber
der Naturmedizin.

Mit einem Vorwort von Prälat Dr. Wilhelm
Imkamp, Maria Vesperbild

ISBN 978-3-86744-166-7



9 783867 441667

www.sankt-ulrich-verlag.de